

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Freiheit	73
Hugo von Hofmannsthal. Von Julius Meier-Graefe	87
Die Wiederkehr. Von Maria Gräfin Gneisenau	91
Die alten Praktiken. Von James A. Myerson	96
Amerikaner. Von Gaben	105

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 65, pro Jahr M. 220. Ausland M. 6-30. pro Jahr M. 23-20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postamtsbüros und bei der Expedition Berlin S.W. 45, Wilhelmstr. 70.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8**, Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beleihung zu
zweigemässen Zinsfußen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeschäft völlig kostenfrei.

9-4 Uhr.

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Neu eröffnete Häuser ersten Ranges

Restaurant im vornehmsten Stil

Grill-room

Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR

Café-, Wein- u. Bier-Restaurant.

Friedrichstrasse 62.
Taubenste. 16 u. Mohrenstr. 17



Continental bester Pneumatic

Mädler's

Reise-Artikel

Patent-Koffer

Hochfeine Lederwaren

MORITZ MÄDLER

Leipzig
Petergr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Nenerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaisersstr. 29

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenaus.



Die Zukunft.

Berlin, den 17. Juli 1909.

Diptychon.

Auf allen Höhen und Hügeln gallischer Dichtung begegnet, von den Tagen D'Urfés, des Astraezeugers, bis in die Republikanerzeit der Vansville, Coppée, Nicéphore, dem Wanderer der abenteuernde Ritter, dems nie an Witz, immer an Geld fehlt und der stets bereit ist, für eine gute Sache zu fechten und furchtlos mit dem Teufel selbst um eine arme Seele zu rauschen. In Hugos Don César de Bazan (der in Deutschland erst bekannt wurde, als er die Operettenbühne erklettert hatte), in Gautiers Gracasse und in den Musketieren des alten Dumas hat sich der Typus, in je nach der Mode verändertem Kleid, dem lustig aufleuchtenden Auge gezeigt; und seit die Romantiker in der Paarung ungleich Geschaffener einen neuen Reiz entdeckt hatten, sah man den fröhlichen Landsfahrer mit den leeren Taschen oft auch in ein über Menschenvorstellung edles Jungfräulein verliebt, als vor *de terre amoureux d'une étoile*, nach Hugos tönenendem Wort. Aus dem spanischen Ritterroman, auf dessen Eispipfel, in erhabener Einsamkeit, Don Quijote thront, stammt dieser Liebling romanischer Phantasie. Und als Herr Edmond Rosstand ihm Cyrano's Riechkolben und ein dem Modegeschmack angepaßtes Wams gab, jauchzte Allgallien in heller Lust. Endlich sah der Franzos auf seinen Brettern, wo allzu lange Skandinaven und Russen, Sozialisten und Symbolisten geherrscht hatten, wieder den echten Franzosen mit dem blanken Degen und der spitzen Zunge, den Idealgässler, der auf Schlachtfeldern und in Schlafzimmern seinen Mann steht. Daß der Herkules von Bergerac so spottähnlich und zum Liebhaber drum nicht geboren war, schadete ihm nicht; pfeserte noch den Genuss. Vor dieser Gestalt konnte die Nation sich in ihr Heidentum zurücktrümen, dessen letzter Glanzspender, Joachim Murat, in Kalas-

brien als Hochverräther und Usurpator erschossen ward. Reitergeneral und Boudoirheld: so recht ein Mann für die Gallierlegende. Dreizehnter Vendémiaire und achtzehnter Brumaire, Saint Jean d'Acre und Abulfit, Auferstehung und Tzena: überall voran. Dass er den Rückzug von Smolensk nach Wilna leitete und, als König von Sizilien, nach der Schlacht von Leipzig zu den Österreichern überging, hat das Gedächtnis ihm nicht verargt. Murat hat dem Kaiser von Elba aus ja wieder auf den Thron geholfen und bis zum letzten Bank für Frankreichs Waffenehre gekämpft. Und wie viele Schlichtrödchen waren durch das bunte Leben des Gastwirthssohnes gerauscht! In Cahors, der Heimath Gambettas, ragt ihm ein Denkmal. Er blieb der Letzte, dessen Namen solche Leistung der Vollphantasie einprägte. Sein Erbe wurde im Heldenroman D'Artagnan, der berühmteste der drei Dumasmusketiere; in der Alltagsgeschichte des Heeres Gaston Alexandre Auguste Marquis de Gallifet, der nun, am achten Juliabend, gestorben ist. Über wirklich, wie, nicht erst seit der Dreyfuszeit, behauptet wird, von dem Juden Porcetet Coulet abstammte, der sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in der Provence taufen und als Franzosen naturalisierte ließ (Gallu: factus: daher der Name Gallifet), ob er seines Stammbaumes Wurzel nur bis zu Joseph de Gallifet erfassten konnte, der im siebzehnten Jahrhundert, als ein tapferer Ziboustierhäuptling, im französischen Westen von Santo Domingo Gouverneur war: seine wahren Ahnen hießen Bayard, Lauzun, Murat, Bazan, D'Artagnan. Ihnen hat er zu ähneln versucht. Im Getümmel voran, bis an die Schwelle des Greisenalters der Held beschwarter Weibergeschichten, immer in Schulden und immer ein Epi gramm auf der Lippe. Der repräsentative Mann des alten Frankreich (an dem noch das neuste in zärtlicher Andacht hängt). Der nicht seltene Fall, dass ein Lebender sich einem beliebten Literaturtypus anzupassen trachtet. Einzelne Besenstücke der Abenteuerritter brachte Gallifet wohl aus der Wiege mit; doch er wollte alle haben und frisierte sich, bis er ihren Kopf hatte.

Vor Aller Augen; an dem Schaufenster, vor das die Menge sich drängte. Je mehr über ihn geredet wurde, um so behaglicher fühlte er sich; schlürste die hochhafteste Anecdote wie Nektar. Giel den Anderen nichts ein, so suchte und fand er selbst was. Der 1830, im Jahr des Romantikertiumphes, Geborene kennt seine Landsleute und weiß, dass Theophil Gautier, trotz dem Fortunio, den Émaux et Camées, dem Capitaine Fracasse, ohne die leuchtende Sammetweste nicht so rasch berühmt geworden wäre und dass einem französischen Kriegsmann, der populär sein möchte, nichts so nötig ist wie der panache, der ihn im dichtesten Gedrängt dem Auge von Weitem erkennbar macht. Dafür sorgt er denn auch, in Afrika und der Krim, in Italien und Mexiko. Ist

bis zur Tollkühnheit tapfer; vergift nachher aber nie, zum Herold seiner Thaten zu werden. „Bei Puebla reicht mich eine Granate vom Gaul. Als ich zu mir komme, sehe ich meine Eingeweide aus dem Bauch quellen. Was ist dabei? Einem Jagdhund, dem ein Über den Bauch geschlagen hat, stecken wir die Kutteln wieder hinein und nähen die Haut dann zu. Also vorwärts! Zuerst krabbelte ich mich auf, stopfte die Eingeweide in meine Wüste; und nun los ins Feldlazareth. Der Bauch wurde nachher mit einer Silberplatte geflickt. Als der Silberpreis ins Bodenlose sank, haben meine Gläubiger sich schön geärgert.“ Das ist ein Bröbchen. So sprach er; schrieb er auch. „Ich habe ein Bombenglück gehabt. Wenn sich mir wieder eine Gelegenheit bot, dachte ich jedesmal: Die Anderen müssen doch zum Riesenrindvieh gehören! Schließlich taugte ich nicht so viel mehr als sie; aber ich hatte Glück, witterte die Gelegenheiten und wußte stets, wohin ich gehen müsse. Deshalb lassen alle Redereien und Schimpfereien mich lall wie eine Hundeschauze. Ich thue meine Pflicht und pfeife auf Alles, was mir dabei passieren kann.“ Mußte solcher Reiter sich nicht in die Volksgunst hetten? Wenns drauf ankam, ein ganzer Kerl (die Attacke bei Sedan; die eiserne Henkerfaust gegen die Communards); und nach dem Frankfurter Frieden der Hort und die Hoffnung, der Drillmeister und Tröster des geschlagenen Heeres. Nicht ohne Grund hat ihn der Herzog von Aumale dem Montmorency verglichen, der Herzog von Luxemburg und Marshall von Frankreich hieß, vom Volk aber, weil er aus der Franche-Comté und aus Flandern so viele Fahnen heimgebracht hatte, der Tapetirer von Notre Dame genannt und, trotz seiner struppelosen Wüstheit, vergöttert wurde. Heldsoldat und Lebemann, Heros und Gassenjunge, die Jungs beim Angriff so flink wie der Gaul: Das gefällt dem Franzosen; noch mehr der Französin. Die Schönen der republikanischen Gesellschaft waren in den Armee-Inspecteur noch eben so vernarrt wie Eugenie einst in den Ordonnanzoffizier ihres Louis. Irgend ein Herzlämmchen hatte der Marquis auch immer frei. Mit der Bänkertochter (Fräulein Laffitte) die er, nach dem Muster des zweiten Fürsten von der Moskwa, heirathete, um sich auf seine Art eine Finanzreform zu sichern, hielt er nicht lange aus; und der gesetzlose Weibertragen währt dann länger, als dem Durchschnitt die Mannheit erlaubt. (Eine Weibersache hat ihn auch dem grimmen Rochefort verfeindet. Feindschaft, die ins Politische übergreift und neue Parteiung wirkt, ward oft in einem Alkoven geboren; modernstes Beispiel: King Edward und Sir Charles Beresford.) Ein kleines Wunder, daß dieser abgeheizte Schützenjäger im Drang niemals die ruhige Sicherheit des Blicks verlor; noch in Algerien und später als Manöverkommandant so frisch und beweglich war wie der jüngste Lieutenant. Auch so bereit, über den Bordermann, wie über ein anderes Hindernis.

nich, nach kurzem Ansaß wegzuspringen. Sein Haß hat den Demagogen André eben so hitzig verfolgt wie den gaukelnden grand général Boulanger. Der, prasselte es von seiner Lippe, „durf nicht ans Ziel. Ein Infanterist, der zu Pferd schlecht aussieht. Und für die Rolle, nach der er langt, war ich geschaffen.“ Wenns nach ihm gegangen wäre, hätte man den Paradergeneral vom Rappen geholt und, nach kriegsgerichtlichem Spruch, an der nächsten Mauer erschossen.

Die Bonaparterolle, von der beide auf dem Marsfeld und hinter dem Invalidendom träumten, hat auch Gallifet nicht gespielt. Nur, ein halbes Menschenleben lang, Maske, Kostüm und Requisiten vorbereitet. Und am Abend vielleicht bitter bereut, daß er an die Inszenirung so viel Zeit verschwendet habe, statt das Drama beginnen zu lassen. Der Mann sah wohl stärker aus, als er war; und wenn der in heftigen Behen sich windende Schöpferwille spürte, daß er nichts Rechtes gebären könne, half er sich mit einem Epigramm, einem frechen Scherz über so schmerzhafte Erkenntniß hinweg. (Der Fall Hans von Bülow. Auch Dem war solche Entladung Lebensthwendigkeit und seine brüsken Späße wurden fast so berühmt wie Gallifets.) Nach der Commune: „Man wirft mir vor, daß ich die Araber milder als die Pariser behandelt habe. Stimmt. Die Araber hatten einen Gott und ein Vaterland; unsere Communehelden waren stolz darauf, göttlos und vaterlandlos zu sein. Uebrigens habe ich das Leben, namentlich das der Anderen, nie sehr hoch geschätzt. Und wenn ich der Wortscherl, den man aus mir machen will, gewesen wäre, hätten die Vorgesetzten mich nicht für den Kommandeurrang der Ehrenlegion vorgeschlagen. Ich hatte aber keine Lust, im Blut meiner Mitbürger ein Bändchen zu fischen.“ Als sein Freund Gambetta an neue Diktatur dachte und den Corpsführer ins Geheimniß zog: „Für Krisenzeiten passe ich wie kein Anderer. Die Verantwortlichkeit, die ich ablehnen würde, möchte ich mal kennen lernen. Nur, lieber Freund: als Soldat bin ich stärker als Sie; und lasse Sie ohne Federlesen einsperren, wenn Sie mich langweilen.“ („Darauf bin ich gefaßt“, antwortete Gambetta; „da die Politik Ihnen aber keinen Spaß machen wird, werden Sie mich rasch wieder aus dem Gefängniß holen.“) Als die loi de prévoyance den sinnigen Fünfundsechzigern zum Abschied von der Armee zwang: „So blödfinnige Gesetze sonnten nur die Parlamentsidioten beschließen. Als ob ich nicht Kraft und Verve für zehn Dienstjahre in mir hätte!“ Vier Jahre danach ließ er sich von den Parlamentsidioten tödern. Waldeck-Rousseau brauchte für das Kriegsministerium einen Namen, dem das vom Dreyfusanzklagesorganisierte Heer vertraute; und Gallifet ließ sich von den Brüdern Reinach zur Annahme des Amtes bestimmen, trotzdem ihm offen gesagt wurde, er sei außerwählt, die Rettung des jüdischen Hauptmanns mit seiner Ver-

antwortlichkeit zu decken. Das graue Leben des verabschiedeten Offiziers, an dem die Schmeichler von gestern mit flüchtigem Gruß vorüber schritten, behagte dem Rüstigen, Betriebssamen nicht, der so lange in den Wunden der Deffentlichkeit geschwelt hatte: und so entschloß er sich schnell, der Kriegsminister der dreyfusards zu werden. „Durfte ich die Armee, der mein Leben gehört, ihren schlimmsten Feinden überlassen?“ Daß man ihm nachsagte, er habe das alte Semitenherz wieder entdeckt und Joſef Reinach (den Rochefort Boule-de-Juif nannte) habe ihn für die Judensache gelaufen, kümmerte ihn nicht. Da erß nicht bis zum Generalissimus gebracht und nie ein Heer ins Treffen geführt hatte, wollte er wenigstens Kriegsminister sein. Elf Monate war ers. Soß, ein glitzernder, rasselnder Gallier, neben dem britisch kühlen Waldeck und, trotz dem Meßgertuf, neben dem Sozialdemokraten Millerand im Palais Bourbon auf der Ersten Bank. Gab nach dem Spruch von Rennes die Lösung aus: „L'incident est clos!“ Sezte für alle in den Dreyfushandel Verwickelten die Amnestie durch und nahm den Hohn der Nationalisten und Antisemiten wie Hagelwetter im Herbst hin. „Das gehört nun mal zur Saison.“ Dann ward er der neuen Rolle überdrüssig. Dreyfus vom Höchsten Gerichtshofe freisprechen lassen und an der Demokratierung, der Sozialisierung des Staatswesens mitwirken? So hatte ers nicht gemeint. Wollte nicht immer Armee und Patriotenliga gegen sich, Ausland und Heeresfeinde für sich haben. Rechnete vielleicht auch auf eine Reaktion, die ihren Degen suchen würde. Sicher nicht im Parlament. Nur keine Gelegenheit versäumen! An einem Mainachmittag saß er sich auf die stramme Hose und schreibt an Waldeck: „Ne pouvant digérer les énormes couleuvres et les crapauds que vous me faites avaler en ce moment, je donne ma démission.“ Er hat das Abschiedsgesuch nachher in korrektere Form gebracht. In der ersten Wuth aber wütlich von den Nattern und Kröten gesprochen, die er hinunterwürgen solle und nicht verdauen könne. Hand sich zu gut, um als Aushängeschild einer schlechten Firma verbraucht zu werden. Und war drei Tage lang wieder, wie nach Puebla und Sedan, der Held des Tages und das Hauptthema des Boulevard schwatzes.

Im Kriegsministerium habe ich ihn kennen gelernt. Ein ihm bestreun- deter Alademiker hatte mir vorgeschlagen, mich bei ihm einzuführen. „Sie werden etwas Merkwürdiges sehen; daß letzte Exemplar einer aussterbenden Gattung.“ Gallifet mußte in der Kammer einem nationalistischen Abgeordneten Rede stehen; hatte aber anderthalb Stunden für uns frei. Da steht der fast Siebenzigjährige. Raum mittelgroß; schlank und biegsam noch wie eine junge Gerte. Dichte weiße Stoppeln über dem bronzierten Gesicht mit der leck vorspringenden Nase und den lustig funkelnden Glibustieraugen. Die

Händchen soignirt wie einer Modedame. Trotz dem Schnurrbart mit den gewirbelten Spähen nicht martialisch; mehr Kavalier als Kavallerist. Die elegante Gestalt vom Hauch des Ancien Régime umwittert. Sichtbar (wie bei seinem Todfeind Rochefort in dessen bester Zeit) das Streben, den Marquis und den homme à semmes auf den ersten Blick erkennen zu lassen. Vom Wirbel bis zur Zehe Edelmann und Salonheld. Und daß Plaudertalent des echten Parisers. Das sprudelt wie ein unverfieblerter Vorn. „Heute muß ich wieder mal vor die Scheibe. Macht nichts. So leicht bin ich nicht unterzuschießen. Aber komische Käuze sind unsere Patrioten. Ihr Kaiser, der mit aller Gewalt die Versöhnung beschleunigen möchte, kennt die Sorte nicht. Wenn er nur den Gedanken aufgäbe, nach Paris zu kommen! Wir hätten ja nichts dagegen. Aber da ist Déroulède, den ich sehr hoch schätze, da sind die beiden Patriotenligen, da ist Herr Rochefort, den jeder Droshkenkutscher liest. Wenn diese Herren Lärm schlagen, haben wir den schönsten Straßenkandal mit unabsehbaren Folgen. Schon deshalb dürfte keine Regierung die Verantwortlichkeit für solchen Besuch auf sich nehmen. Den muß man dem Kaiser aufstellen. Wer kanns? Mich hält er vielleicht für nicht ganz glaubwürdig, seit ich im August wider meinen Willen ins Bettlnäpfchen gerathen bin. Eine wunderliche Geschichte. Erinnern Sie sich der Rede, die er im August auf dem Schlachtfeld von Saint-Privat hielt und die, so zu sagen, zwei Fronten hatte? Auch der französische Soldat hat tapfer für Kaiser und Vaterland gekämpft; und wir gedenken in trauernder Bewunderung all Derer, die Deutsche und Franzosen, nach heiligem Klingen jetzt in ewigem Gottesfrieden am Thron des höchsten Richters vereint sind.“ Die Rede hat hier nicht gewirkt; wurde eher als peinlich empfunden. Ihr Kaiser muß aber viel davon erwartet haben. Zwei Tage vorher ließ Fürst Münster, der Botschafter, fragen, ob ich ihn am Achtzehnten sehr früh empfangen könne. Gern. Im letzten Augenblick mußte ich absagen, weil ein Ministerrat einberufen war. Der ging doch vor. Als Münster dann kam, war er genitt und beinahe ärgerlich. Der Kaiser, sagte er, habe ihm ausdrücklich befohlen, mir den Text der Rede in der selben Stunde, in der sie an unserer Ostgrenze gehalten werde, vorzulesen; und nun müsse er melden, daß die pünktliche Ausführung des Befehles vereitelt worden sei. Sehr artig; nur ein Bißchen zu romantisch. Seitdem bin ich nicht mehr ganztags geschrieben wie früher. Diese Diplomaten denken immer. Unsereins habe eben so wenig zu thun wie sie und müsse stets zur Verfügung sein. Gerade bei Ihnen sollte man's aber besser wissen; da kennt man die Arbeit, die auf einem armen Kriegsminister lastet. Ihre Armee ist höchster Anerkennung würdig. Sie hat uns geschlagen. Als Franzose, der sein Vaterland liebt, kann ich nie-

aufhören, dieses nationale Unglück zu beklagen. Doch der Soldat, der Fachmann muß offen aussprechen: Unsere Niederlage war verdient. In Organisation, Strategie und Mannschaft war das deutsche Heer unserem weit voraus und sein Sieg drum kein Glücksschlag, sondern eine dem Völkerleid abgerungene Nothwendigkeit. Wenn die ungeheure Arbeit Ihrer Moltke und Roon fruchtlos geblieben wäre, müßte der Kunstsoldat an seinem Berufe verzweifeln. Warum hatten wir nicht eben so fleißig geschuftet? Warum hörte es in unseren Generalstäben fast überall? Wir hatten unsere Niederlage verschuldet. Und mein altes Soldatenherz freut sich, in allem Patriotenschmerz, der Erfahrung, daß die große Leistung nach Gebühr belohnt worden ist. Die Gerechtigkeit forderte damals Deutschlands Sieg... Aber verrathen Sie mich, bitte, nicht. Sonst wird aus allen Kübeln der Unrat auf mein Haupt geschüttet."

Das prasselte wie Granatentreppen. Keine Spur von Heucheltümche. Eher das Streben, den Fremdling zu verblüffen. Der hatte gewiß noch mit seinem französischen Kriegsminister gesprochen und mußte die Augen aufreihen, wenn er just von Galliffet, dem Abott seiner Reiter, solches Urtheil über das deutsche Heer hörte. Dem wichtigen General wäre schließlich auch diese Lebenerleichterung verglichen worden. Er durste, in der Heimath des Herrn Chauvin, sagen, in der französischen Armee genüge eigentlich nur die Musik berechtigtem Anspruch: und die Hörer lachten. Als Ferrys Sturz vorbereitet wurde, lief Galliffet, der damals das Zwölfe Corps führte, in Paris herum und erzählte jedem, ders hören wollte, daß er der Republik nächstens das Lebenlicht ausblasen werde. Als exécuteur de la volonté nationale, versteht sich. Das Volk sei der Republik satt und würde sich laut für die Monarchie erklären, wenn es nicht fürchten müßte, daß Deutschland darin den casus belli sehe. Ein antirepublikanischer Artikel in der Kölnischen Zeitung: und die Wahlen bringen eine konservative Kammer. Dieses Stichwort rufe ihn aus der Coulisse. Er werde die frechsten Republikaner hinken, die Preßfreiheit abschaffen und mindestens anderthalb Jahre ohne Parlament regiren. Dann erst könne Frankreich den Liberalismus und den Regenschirm des Grafen von Paris vertragen. George Monck, der für Cromwell socht, dann dessen Parlament zehde ansagte und Karl den Zweiten nach London zurückführte, war sein Vorbild. Jeden Anderen hätte die leiseste Andeutung solcher Absicht (über die Höhe als Botschafter einen langen Bericht an Bismarck schickte) vors Kriegsgericht gebracht. Gaston Alexandre Auguste blieb der blanke Degen von Frankreich. Decazes und seine Leute nannten ihn „unseren Monck“; doch er hat für die Restauration der Orleans nichts Wirkliches gethan und mit all seinem Wortigelsnatter nicht erreicht, daß die Politiker ihn je ernst nahmen. Gestern

Gambettas Intimus und heute die Hoffnung der Monarchisten; gestern Bessellenschlächter und heute Kollege des Genossen Millerand. Hilibustier, wie der Uhn, mit einem Stich ins Tarasconische. Aber Puebla, Sedan und der weit-hin flimmernde panache: genug für eine Unsterblichkeit, die bis ans Lebensende währt. Nicht länger. In der Legende mag Gallifet weiterleben; die Geschichte wird ihn vergessen. Denn sein Wille zur Macht ward nur von kurz-atmigen Knirpsen bedient und von Fortunen drum immer wieder genarrt.

Zurück in die Heimath. „Der Reichskanzler hat sich bis an sein Amtsende als den ritterlichen Mann der geraden Wege gezeigt. Als ein redlicher, von allen Regierungen geschätzter Mann verläßt er sein Amt. Auch die Gegner seiner Politik können ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er sich als einen ehrlichen, auch nach oben hin selbständigen Staatsmann bewährt hat. Im Vergleich mit ihm wird jeder Nachfolger einen schweren Stand haben. Er ist, wenn er des rechten Weges sich bewußt war, entschlossen vorwärts gegangen. Dadurch wurde er den Junktoren so unbequem. Die mögen nun triumphiren, da ihnen gelungen ist, den Verhafteten zu stürzen.“ Das ist im Oktober 1894, nach Caprivi's Entlassung, gedruckt worden; könnte aber auch im Juli 1909 gedruckt worden sein. Beinahe Wort vor Wort las man's jetzt wieder. Nur: lauterer Lob und leiseren, fast zaghaften Tadel. Damals waren die Konservativen und die bismarckischen Blätter gegen den Kanzler; jetzt sind's nur die des Centrums und der Polen: und diese im Kampf gedrillierte Truppe weiß ihre Freude zu bergen. Damals hieß es, der Kanzler sei von Agrariern und Dunkelmännern gestürzt worden, weil er sich geweigert habe, eine ihren Wünschen genügende Umsturzvorlage zu vertreten; daß er den Wechselbalg, der dem müden Onkel Chlodwig nachher solche Sorge mache, gezeugt habe, wurde weißlich verschwiegen. Jetzt heißt's wieder, der Junkerklüngel habe den Kanzler besiegt, der ihm die Tasche aufknöpfen wollte; und wieder wird verschwiegen, daß dieser Kanzler für die neuen Steuergesetze, auch wenn er sie nicht mit seinem Namen zeichnet, verantwortlich ist. Die äuheren Umstände ähneln einander nicht. Damals ging Alles schnell. Am fünfundzwanzigsten Oktober wird dem Kaiser in Liebenberg das Abschiedsgesuch des Ministerpräsidenten Grafen Botho zu Eulenburg vorgelegt, der erklärt, den Angriffen der caprivenischen Presse im Interesse des Dienstes weichen zu müssen. Am selben Tag kündet die Kölnische Zeitung den Sieg des Kanzlers, der Kaiser und Bundesrat für sich habe. Zwölf Stunden danach wird Caprivi von Lucanus „im Allerhöchsten Auftrag“ zur Rede gestellt; und um zwei Uhr mittags bestätigt ihm im Schloß der Kaiser, der mit der Serviette aus dem Frühstückszimmer kommt, daß er gehen könne. Jetzt

hat lange gedauert und der Demissionär hat außer dem Auftrag, das Finanzgeschäft ist mit dem Reichstag abzuwickeln, allerlei sichtbare und unsichtbare Huldbeweise erhalten. Der Blick, der nicht an der Oberfläche haftet, muß erkennen, daß G. a. Caprivi nicht über die Umsturzvorlage, Fürst Bülow nicht über die Steuergesetze gestolpert ist. Die sind ja, während er noch im Amt sah, unter Dach gebracht worden. Und müssen den Verbündeten Regierungen wohl genügen: sonst hätten deren Vertreter bei der Annahme wider Pflicht und Ehre gehandelt. (Dah die Herren Sydow, Delbrück und leider auch Rheinbaben einzelne Steuern öffentlich hart tadelten und dennoch annahmen, zeugt nur wider ihren Geschmack, nicht wider ihr Gewissen: sie fanden die Steuerpläne gar nicht so schlecht; empfahlen sich nur, unter der Wucht des „neuen Blocks“, der Gnade der Meinungsmacher.) Warum also das endlose Geschimpf? Weil es nicht gelungen ist, die Erbanfallsteuer, das Palladium aller nach Freiheit Durstenden, in den Bestatempel des Reiches zu retten? Immer noch deshalb? Hört! „Die Erbschaftsteuer trifft das mobile Kapital weniger scharf als das immobile. Die Umgehung der Erbschaftsteuer durch Zuwendungen unter Lebenden läßt sich, ohne gehässige Eingriffe in die Privatverhältnisse, beim mobilen Kapital sehr schwer verhindern. Wer bewegliches Kapital erbtt, kann die Steuer leicht flüssig machen. Wer Immobilien erbtt, wird, da neben den Grundstücken oft wenig, manchmal gar kein Barvermögen vorhanden ist, nicht selten Schulden machen müssen, um die Erbschaftsteuer zu zahlen.“ Also sprach Fürst Bülow am sechsten Dezember 1905. Am nächsten Tag Freiherr von Rheinbaben: „Hier handelt es sich nicht nur um materielle, sondern um viel höhere, um ideelle Interessen. Es entspricht nicht dem deutschen Familien Sinn, daß die Erben einen Theil Dessen herausgeben sollen, was der Vater mit Mühe erworben hat. Auch die nothwendige Prägravation des ländlichen Besitzes kommt in Betracht. Vielsach müßte die Aufnahme einer neuen Hypothek die Zahlung der Erbschaftsteuer ermöglichen. Daraus ergäbe sich eine Disparität mit dem mobilen Kapital; und sie würde erweitert durch die dann unvermeidliche Besteuerung der Geschenke unter Lebenden. Die Rückwirkung auf den bäuerlichen Besitz weckt in mir die stärksten Bedenken. Die Sozialdemokraten würden freilich gern in diese Kerbe hauen.“ Am ersten Mai sagte Herr Wiemer, ein Führer der Freisinnigen Volkspartei: „Auf Ehegatten und Descendanten wollen wir die Besteuerung nicht ausgedehnt wissen. Das entspräche nicht der deutschen Rechtsauffassung von der Einheit des Familienvermögens.“ Im November 1908 verwarf die Nationalliberale Partei die Nachlasssteuer, die „auf dem Lande die äußerste Erbitterung bewirken müsse.“ So sprach Herr Paasche; und fügte hinzu: „Nicht nur der Familien Sinn wird

geschädigt, sondern es giebt im Volk eine unruhige Erregung, die mehr schaden wird, als die Steuer je nützen kann.“ Im selben Monat sagte der freikonservative Abgeordnete Arendt: „Die Besteuerung des Erbes der Kinder und Ehegatten haben wir im Jahr 1906 abgelehnt und Sie können doch nicht erwarten, daß wir jetzt mit Hurra dafür eintreten.“ Die Konservativen (Dietrich, Manteuffel, Normann, Rettich, Richthofen, Schwerin, Stolberg) haben seit 1905 keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie für diese Steuer, „den ersten Schritt in den Kommunismus“, niemals zu haben sein würden. Ist ein Verbrechen, daß sie eine Überzeugung bewahrt haben, die damals von den Regierenden und von den Liberalisten der Liberalen geheilt wurde? Ist der Eisatz schlecht (vom Börsenthermometer war irgendeine Wirkung der Talonsteuer nicht abzulesen), dann scheltet den Kanzler, der sich nicht gegen die Anträge gestemmt hat und seine Verantwortlichkeit nicht abwälzen kann; scheltet die Nationalliberalen, die keinen halbwegs brauchbaren Vorschlag gemacht, die beleidigt Unschuld gemimt, auf dem Holzweg ihren feinsten Kopf, Freiherrn Henyl zu Herrnsheim, den Grafen Driola und den Gutsbesitzer Lehmann verloren haben (und, wenn sie sich weiter von unaufrechten Applausshäschern leiten lassen, noch manche Stütze verlieren werden). Der Rest ist Schwindel. Was die Regierung wollte, war nicht durchzusehen; erst recht nicht in einem neu zu wählenden Reichstag. Die Vertreter der Industrie, des Großhandels, der Verlehrögesellschaften und der städtischen Arbeiter ließen, statt ihren Interessen Beachtung zu erzwingen, davon und nannten die Arbeitgefährten von gestern Mäuber und Strolche. Die dachten: „Wenn wir zu dem Odium des Steuerfinders noch den Schimpf heimschleppen sollen und bis in die letzte Stunde mit der Möglichkeit einer Reichstagsauflösung rechnen müssen, befiehlt die schon dem Klippenschüler erreichbare Klugheit, das Ding so zu drehen, daß unsere Wähler sich weniger ärgern als die unserer Feinde.“ Über solchen Entschluß können nur Kinder staunen, die vom politischen Geschäft keine Ahnung haben.

Und der Ausführung des Entschlusses hat ein verständiger Sinn für die richtigen Maße präsidirt, auf den man kaum hoffen durfte. Die Konservativen haben beim Zucker und beim Spiritus der res publica Opfer gebracht und sind im Ganzen (mit der Immobilienumsatzsteuer) materiell schlechter dran, als sie gewesen wären, wenn sie der Erbansfallsteuer zugestimmt hätten. Über Effekten- und Checkstempel, Talon- und Fahrkartensteuer: das Alles, wird täglich geschrien, trifft ja nicht den Besitz. Was denn sonst? Wer heute bewegliches Vermögen hat, kommt auch in die Lage, mit Checks, Altien, Obligationen zu wirtschaften; muß also die Steuern mittragen, die Banken und Börse natürlich der Kundschaft aufzurüden werden. Und wer kein bewegliches Ver-

mögen hat, darf, ohne zum Staatsbettler hinabzufinden, Schonung seines Besitzes fordern. Das wird bestritten; die Grundbesitzer werden „eine unerhörte bevorzugte, herrschsüchtige und habgierige Klasse“ genannt. Politisch bevorzugt? Mag sein; Tradition und Gewöhnung in feste Ehr- und Pflichtbegriffe sind nicht leicht zu entwurzeln. Aber die Beseler, Bethmann, Breitenbach, Delbrück, Dernburg, Nieberding, Schoen, Stadt, Sydow, Tirpitz gehören doch wohl nicht zum Grundadel. Wirtschaftlich? Jeder kennt heute wenigstens ein Dutzend tüchtiger Leute, die aus Industrie oder Handel Millionärseinkommen ziehen. Wo sind die Schaaren der Landwirthe, die es in einem Menschenalter soweit gebracht haben? Herrschaft und Habgier der Grundbesitzer mögen die Exponenten moosfischer Weltanschauung all in ihrer selbstlosen Tugend bekämpfen; mit dem Gezeter über „Bevorzugung“ werden sie nicht viel erwirken. Nur ein Tropf kann den Werth der Leistung erkennen, die unserer Industrie und Technik, unserem Handel gelungen ist; nur ein Vorurtheilender leugnen, daß dieser Leistung das Deutsche Reich den sichersten Theil seiner Geltung auf dem Erdball verdankt. Doch nicht läuger, nicht unbefangener wäre einer, der nicht einsähe, daß gerade das hastige Tempo deutscher Industrialisierung den Staat, der nicht verkümmern, verkränkeln und seinen Menschenschacht selbst verschütten will, gebieterisch zwingt, für die Erhaltung des Adlerbaues und der seit Jahrhunderten auf ihrer Scholle sichenden Alles zu thun, was seiner Kraft erreichbar ist. Liberal oder Konservativ: hier geht es um eine Lebensfrage der Nation. In jedem Land ähnlicher Entwicklung hat man erkannt, in Republiken und Monarchien; und überall ist eine Reaktion gegen die nur dem Städterbedürfniß noch angepaßte Gesetzgebung fühlbar. Diese Rücksicht hat manche den Stadtgewerben nützliche Schanze und Mauer weggeschwemmt, manche dem Handel bequeme Fahrstraße zerstört; und in Deutschland muß man schärfer noch als anderswo aufpassen, um Lebensgefahr von der jungen Industrie abzuwenden, die allzu arge Dummheit der Regierungen und Parteien ohne ernsten Schaden nicht überdauern könnte. Aber man soll Erwachsenen nicht vorplätzen, daß in unserem Reich der Industrielartelle und Großbanken, in dem Deutschen Reich, dessen Haupt- und Mittelstädte im Lauf weniger Jahre ins Ungeheure gewachsen sind, der Grundbesitzer herrsche, den Bürger ausbeute und von jedem Milchnapf die Sahne abschöpfe. Mit so alberner Uebertreibung dient man der guten Sache des modernen Bürgerrechtes nicht; und wenn sich, wider Erwarten, auch der Hansabund darauf einließe, würde er nur beweisen, daß die Industriellen und Kaufleute nicht karsichtig waren, die ihn neben den alten Verbänden unnöthig fanden. Er soll vorsichtiger Expansion Raum erobern, soll

beweisen, daß auch der Händler, der Bankier dem Volksbesitz wichtige Werthe schafft; die Kraft aber nicht an die Niederreihung papierner Wälle verzetteln.

... Fürs Erste hat Jeder wohl von dem Reichsfinanzschwaz genug. Nur eine knappe Bilanz also noch. Das in die Scheune Gefahrene ist etwas besser als daß vom Schatzsekretär für den Schnitt Bestimmte. Aber nicht gut. Die Technik und Psychologie hat's gefehlt; die Gesetze sind dem Alltagbedürfnis der Praxis schwer anzupassen und die Imponderabilien nicht beachtet, die in der Seele des Steuerzahlers die Stimmung machen. Das Reich bekommt alljährlich eine halbe Milliarde; aber keine Finanzreform. Die wird erst möglich, wenn die Steuersysteme und Steuerlasten der Bundesstaaten ins Gleichgewicht gebracht worden sind. Bis dahin ist noch viel Arbeit zu leisten. Herr Sydow konnte es nicht; vielleicht kann's Herr Vermuth, der hier schon für eine selbständige Ressortleitung empfohlen wurde (im Preußischen Handelsministerium wird Sydow, im Reichsamt des Inneren Delbrück nicht schaden). Sparsamkeit, nicht nur auf geduldigem Papier, in Reich und Einzelstaat; namentlich auch in den Gemeinden. Keine Luxusbahnhöfe, Prachtcafèren, Postpaläste. Keine Marmororgien und Eingangssäulen. Nur das Nöthige. Auch in der Vertheidigung deutscher Küsten und deutschen Exporthandels. Behn Dreadnoughts: dann sind die fünfhundert Millionen bis auf das letzte Nickelstückchen verpulvert. Lange werden sie jedenfalls nicht ausreichen. (Herr Kanzler Bethmann: da winst ein Kranz!) Wenn der umständliche Handel die Verbündeten Regierungen für eine Weile schreckt und, weil dem Ewigen Bund nicht so leicht wie einem Einheitstaat das Fett abzuschüren ist, in farge Bescheidung zwingt, dürfen wir den spröden Reichstag nicht schelten.

Der hat in der letzten Woche seiner Sommerseßion Etwas erlebt, das kaum Einer im Hohen Haus noch für möglich hielt: eine Rede, die zu hören, sogar zu lesen lohnt. Als statt des schwollenden Kanzlers, Herr von Bethmann-Hollweg erklärt hatte, die Verbündeten Regierungen seien ausnahmlos überzeugt, durch die Annahme der von den Konservativen, dem Centrum, der Wirtschaftlichen Vereinigung und den Polen beschlossenen Steuergesetze dem Vaterland einen Dienst zu leisten, stand Herr Dr. jur. Ernst von Heydebrand auf. Endlich. Oft genug war er, als Organisator des Krieges, des Sieges, durch spitzige Reden und Zwischenrufe herausgefordert worden. Der Besitzer des schlesischen Rittergutes Klein-Tschunkawé, der Zura studirt, als Achtter Dragoner den Feldzug mitgemacht und die Landräthsämter in Kosel und Militzsch-Trachenberg verwaltet hat, ließ sich nicht in die Schuhlinie locken. Blieb ruhig an seinem Strategentisch, von dem die Truppenführer ihre Weisungen holten. Wie ein japanischer Feldmarschall. Auch so klein und dunkelhaarig. Achtundfünfzig Jahre alt; doch agil und fehdefroh wie ein Dreißiger.

Nichts Junkerliches. Von der Haarwurzel bis zur Sohle behende Intelligenz. Endlich spricht er also; wagt sich ins offene Gelände. Warum? Er sitzt im Preußischen Landtag der Konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses vor. Die ist durch die Wirren ih stiftende Brechtreiberei bedroht. Um die Sache der preußischen Konservativen handelt sichs heute. Die muß geführt werden, daß der Freund zu zweifeln aufhört, der Feind Respekt bekommt. Das können die Herren Kreth, von Normann, von Richthofen nicht. Kann nur Heydebrand.

Nach den ersten Sägen merkt man's. Kein Rhetor, der sich an seinen Wortkünsten gladstonisch berauscht; kein Dialektiker, der jeder Sache, auch der ihm fremdesten, bülowisch Beifall zu werben vermag. Schlechte Perioden, bröckelnde Konstruktionen; die ganze Architektur künstlos und ohne Glanz. Dennoch: ein tiefer Eindruck; dessen Spur nicht leicht zu verwischen sein wird. Endlich ein Mann. Klug, tapfer, ehrlich, nobel ohne Steifheit und bereit, für seine Überzeugung bis zum Verbluten zu fechten. Ein staatsmännischer Kopf. Und die Nerven des für die Regentenarbeit Geborenen. Ringsum höhnisch, wiehert und pöbelt: den kleinen Necken bekümmert nicht eine Sekunde. „Sind Sie fertig, meine Herren? Sonst warte ich noch ein Bischen.“ Immer höflich („bis auf die Galgenleiter“, sagte sein grösster märkischer Vetter); dabei von rüchthaltloser Offenheit. „Einem vom allgemeinen und gleichen Stimmrecht erwählten Parlament geben wir nicht eine Steuer, die es nach und nach so verschärfen kann, daß schließlich eine Expropriation des Besitzes daraus wird.“ Gleiche politische Rechte und die Steuerlast von einem Achtel, einem Zehntel höchstens aller Staatsbürger getragen: Vernunft wird Unsinn. Unter vier Augen habend die Liberalsten hundertmal gesagt; wer aber hat öffentlich je solches Wort gegen die Woge geschleudert? Keiner, seit Bismarck ging. (Herr Bassermann redet anders. „In solcher Noth des Reiches muß auch der gleiche steuern.“ Als ob der Reiche an direkten und indirekten Steuern bisher nichts aufgebracht hätte. Zu solcher Demagogie darf der Führer der Industriepartei sich erniedERN.) „Unser Werk ist anfechtbar: Das leugne ich gar nicht. Machen Sie uns mal vor, wie man fünfhundert Millionen aufbringt, ohne sich berechtigten Angriffen auszusetzen. Wie sah es denn aus, als Sie den Karren führten? Im Sumpf lag er; zwei Pferde zogen rechtwärts, zweilinkwärts; und ein Kutscher war nicht zu erblicken. Wir haben wenigstens, recht und schlecht, etwas zu Stande gebracht.“ Auch der frechste Richtalschreier kann's nicht bestreiten. „Konservative und Liberale sind auf weiten Wegstrecken durch die Art ihrer Weltanschauung getrennt. Sie wollten mit konservativer Hilfe eine liberale Ura herauftaufen. Das hat die Welt noch nicht gesehen. Da machen wir nicht mit.“ (Was nach dem Dernburgbluff vom Dezember 1906 hier über die Haltbarkeit des Blocks gesagt wurde, war also richtig.) „Wir sind auch in Preußen

modern genug, um zu wissen, daß ein Wahlgesetz nicht ewig währen kann, sondern der ganzen politischen Entwicklung angepaßt werden muß. Wir könnten auch den Liberalen (die übrigens einst unter der Herrschaft dieses Wahlgesetzes die Mehrheit hatten) alle Aemter und Bürden, für die sie taugen. Aber wir reden mit und werden auch einer so starken Regierung, wie wir sie wünschen, nicht unseres Standpunkts räumen. Den Rücktritt des Reichskanzlers bedauern wir aufrichtig. Aber er wußte von Anfang an, daß wir für die Erbansallsteuer nicht zu haben sein würden. Er hatte uns mehr als einmal angedeutet, daß er zurücktreten müsse, wenn wir gewissen Vorschlägen und Gesetzentwürfen nicht zugestimmt. Wir haben zugestimmt. Irgendwo muß aber ein Ende sein. Eine Partei, die immer wieder, um einen nicht von den politischen Parteien abhängigen Staatsmann im Amt zu halten, ihre sachliche Überzeugung opfert, gerät in die Untiefen des Gouvernementalismus. Und ich denke, ein Liberaler sollte sich darüber freuen, daß auch seinem Gegner die Überzeugung um keinen Preis feil ist. Den Kanzler wollten wir nicht stützen; konnten auch nicht: denn er hat ja selbst hier gesagt, daß er nicht einer parlamentarischen Parteiung weichen, sondern nur gehen werde, wenn sein Kaiser oder sein Gewissen es ihm befiehle. Was bleibt noch an Vorwürfen? Dem Centrum sind wir nicht verbündet, sondern nur, wie Bismarck in der Zeit seiner Finanzreform und wie Fürst Bülow zehn Jahre lang, zur Erledigung dringender Reichsgeschäfte vereint. Wir bleiben selbstständig; wollen aber weder einen neuen Kulturmampf noch die Ausschließung der Centrumspartei von der politischen Arbeit. Und daß die Polen, ohne auch nur mit der allergeringsten Forderung an uns heranzutreten, in dieser wichtigen Sache mitgearbeitet haben, wird uns nie hindern, für die unserer Obhut anvertrauten Güter deutscher Kultur zu stehen und, wenn es sein muß, zu fallen. Unser Gewissen ist rein; und rein war unser Wollen und Handeln."

Die stärkste Rede, die der Deutsche Reichstag seit Jahren gehört hat. (Schade, daß er solche Rede nicht, wie Frankreichs Abgeordnetenhaus, durch öffentlichen Anschlag verbreiten darf.) Auch wer im Denken und Wollen anders determiniert ist, muß sich ihrer freuen. Die aus der Wirthschaftsmacht gedrängte Klasse rüstet sich für den letzten Kampf: um das Lebenrecht ihrer politischen Zukunft. Und die Liberalen? Die Nöthesten winseln, der König („absolut, wenn er uns den Willen thut“) möge die Junkerbrut bis übermorgen vertilgen. So manhaft antworten unsere Demokraten auf Heydebrands Rede.

... Gaston Alexandre Auguste Marquis de Galiffet und Dr. jur. Ernst von Heydebrand: zwei nationale Typen; zwei Welten. Den wichtig bummelnden Attaqueiter mit dem Condékopf gönnen wir den Franzosen. Den ernsten, tapferen, zäh und stolz aufrechten Junker soll kein Gassengeheul uns verleidern.

Hugo von Tschudi.

Berliner Droshkentütscher kennen alle Filialen der besseren Banken, wissen Gerson, Herzog und Kempinski und die Kasernen aller Garderegimenter. Über unter hundert giebt es nicht fünf, die mit Sicherheit den Weg nach der Nationalgalerie zu finden wissen. Rastanienwäldchen, Museumsinsel, Ruhmeshalle: irgendwo daherum, denkt er sich; und setzt den Kunstmäzen richtig vor der Treppe des Alten Museums ab. Ich habe mir nicht verdriezen lassen, jedesmal den Rosselenker darauf aufmerksam zu machen, wie sich geographisch die Nationalgalerie zu den anderen Museen verhalte, und habe auch im Lauf der Jahre eine wesentliche Steigerung des Prozentsatzes konstatiert.

Alles muß bei uns seine Weile haben. Wir sind vielleicht keine Stürmer. Mit unserer Fähigkeit sehen wir schließlich Dinge durch, die anderen Völkern gar keine Umstände bereiten. Mit dem Abgang Tschudis wollte es zuerst gar nicht so recht gehen. Die Zeitungen waren voll von Protesten. Man konnte beinahe von einer Bewegung zu Gunsten des bedrohten Direktors sprechen. Einem Augenblick sahen der Fall hochpolitischer Art, und als der Kaiser nachgab, nahm man es für das erste Zeichen einer neuen Ära. Die Gegenpartei war aufgerieben, zermaulmt, vernichtet. Unverbefflichen Pessimisten antwortete man: Der steht nun fester als der Reichskanzler. Am ersten April übernahm denn auch richtig der bewährte Leiter der Nationalgalerie wieder die Geschäfte. Ein paar Wochen danach stand fest, daß er nicht bleiben werde. Am ersten Juli ist er gegangen. Rein Hahn fröhlt ihm nach. Woran liegt Das? Was ist in der kurzen Zeit anders geworden? Findet man die Thatache, daß Tschudi die Städte ersprießlichen Schaffens verläßt, legitimer, seit man weiß, daß er in München ehrenvolles Obdach gefunden hat? Erfreuliches Zeichen für das Absterben des Partikularismus! Oder hat man genug von dem Thema? Weil eben schließlich jedes Thema, auch das allerbeste, die Würze verliert?

Wir schenkt, es war nur ein Thema. Nachdem ich eine ziemliche Anzahl von Droshkengäulen auf den rechten Weg gewiesen, stellt sich heraus, daß die Autofahrer nicht den leisensten Schimmer von der Nationalgalerie haben. Bis man die Autolütscher so weit haben wird, dürfte die Kommunikation per Lustschiff praktikabel geworden sein. Dann muß man wieder von vorn anfangen. Berlin ist keine Kunststadt. Jedes münchener Kind weiß mit den Pinakotheken Bescheid; in Wien ist sogar die Moderne Galerie jedem Flieger bekannt, obwohl sie erst seit ein paar Jahren da ist; und selbst die finnischen Bauern, die zu Dítern in Petersburg Schlitten fahren dürfen, bringen Dich richtig vor die Akademie oder die Eremitage. Berlin ist keine Kunststadt, sondern viel mehr: ein militärisch-agrarisch-industrielles Centrum, eine politische Weltmacht; etwas ganz Anderes eben. Und deshalb darf man nicht ver-

langen, daß es einem spezifischen Kunstsinn eine über das Maß gehende Bedeutung zuwende. Solche Fähigkeit vertrüge sich nicht mit dem Weltstädtercharakter. Man gebe seiner Leidenschaft ein anderes Objekt, zum Beispiel... Doch Das gehört nicht zur Sache.

Sonderbar verhielt sich die Kunst. Darüber wäre Allerlei zu sagen. Die Kunst hat in der letzten Zeit zwei harte Schläge erlitten. Der eine war die Demaskierung der Madonna mit der Wickenblüte in Köln; ein wissenschaftlicher Fall, der das Mögliche des organistischen Autoritätenglaubens im positivsten Weise zeigte. Der andere, Tschudis Abgang, ist ein moralischer Fall. Er erweist noch plastischer als der andere die Schwächen der Kaste. Mit scheint, sie hängen zusammen. Ich kann mir nicht denken, daß eine auf das zarte Organ Empfindung angewiesene Forschung zu sicheren Resultaten von allgemeiner Gültigkeit gelangt, so lange sie sich vor so groben Fällen innerhalb der Kunst nicht zu produktiven Empfindungen zu bekennen vermöge.

Vielleicht war auch die Eigenart des Hauptbeteiligten (ich meine Herrn von Tschudi) daran schuld, daß sein Abgang nicht dramatischer auffiel. Das Dramatische liegt ihm nicht. Seine Freunde werben ihm vor, die Lösung der Krise in Japan abgewartet zu haben, statt in Berlin Material zu sammeln. Ich bin aber der Ansicht, es wäre nie zu der geringsten Bewegung gekommen, wenn Herr von Tschudi seinen langen Urlaub im Lande verbracht hätte. Die wildesten Unhänger wären abgesprungen. Nicht etwa, weil seine Sache schlechter stand, sondern... Das ist schwer zu sagen. Man ist in solchen militäro-agrar-industriellen Centren an andere, sagen wir: temperamentvollere Medien gewohnt. Zum Teufel, wenn der Mann selbst sich nicht röhrt! Das hörte ich oft. Man röhrt sich gewaltig in Berlin. Berlin ist nicht umsonst die rühsamste unter den Weltstädten. Nun wäre nichts verkehrt, als daraus, daß sich Tschudi dieser Rühsamkeit nicht befleißigte, auf Regungen sentimentalster Art bei ihm zu schliefen. Er unterließ es auch nicht aus Bescheidenheit. Das Epitheton des Beilhens, das im Verborgnen blüht, würde nicht auf ihn passen. Auch nicht aus Ungeschick. Ich weiß nicht, ob es gelehrtene Galeriedirektoren gibt. Sicher gibt es keinen geschickteren; keinen, der besser die Klaviatur der Umgangsformen beherrscht und mit größtem Schatzblick erkennt, wie der Mann, den er vor sich hat, ob Fürst oder Kollege, zu behandeln ist, um das Erreichbare zu erreichen. (Gedankt er doch diesem souveränen Takt die Überwindung vieler Krisen und die besten Schäfte, die er der Galerie zugeführt hat. Vergessen wir nicht, daß Alles, was er von Privatleuten für die Galerie erhielt, nicht nur ohne die bekannten dekorativen Vertheilungen von oben, sondern gegen den Willen aller maßgebenden Kreise, oft gegen den Willen des Stifters, erbeten werden mußte.) Auch nicht lediglich mit dem Bewußtsein der Pflicht, die dem Beamten die Rühsamkeit gegen die Oberen.

verbietet. Und eben so wenig, weil er nicht an dem Posten hing. Diese Stellung, mit der er mehr erreicht hatte, als die kühnsten Optimisten voraussehen konnten, war ihm thuerer geworden; und ich glaube, er hat sie erst aufgegeben, als ihm mit mathematischer Sicherheit klar geworden war, daß sich ihm jede Möglichkeit fruchtbare Weiterarbeit an dieser Stelle verschloß. Ich weiß nicht, warum er sich nicht gegen die Angriffe von oben und unten und zumal von der Seite besser wehrte. Vermuthlich weiß er's auch nicht. Es gibt solche Menschen. Vielleicht, weil es ihn langweilte. Solche Dinge können einen langweilen, auch wenn man gar nicht blasirt ist. So etwa wie den Stanislawski, als er bei uns den „Vollfeind“ spielte, *„Wie leicht macht man es verborgener Leute zu entdecken.“* ohne Rücksicht von *„...magogen.“* Mein Gott, sieht Ihr denn nicht, daß das Wasser verdorben ist? Wie erstaunlich, daß Ihr's nicht sieht! Ich habe es doch im Mikroskop untersucht. Ich meine, Mikroben! Tschudi blieb bis zum letzten Moment überzeugt, daß die Bilder von Leibl, Feuerbach, Marées, von Menzel, Manet, Cézanne, Renoir, Degas, von Liebermann und Trübner, die er in die Galerie gebracht hatte, und auch die von Géricault, Daumier, Delacroix und Corot, die er hereinbringen wollte, ausgezeichnet seien. Denn er hatte sie sich angesehen. Und am Ende glaubt er es auch heute noch. Wenn ihm einer sagte, es sei doch eigentlich unverantwortlich, was ihm widerfahre, kam er immer wieder auf Bilder und Kunst zu reden. Es war wie eine fixe Idee. Dabei immer kühl, gelassen, reservirt. Ging nur aus sich heraus, wenn es darauf ankam, seine Meinung zu bekennen. In Kunstfragen von einer Offenheit, als ob es sich um die ernstesten Dinge handle. Es war die Offenheit eines Menschen, dessen Urtheil, selbst wenn es irrt, die gute Organisation der Anschauung sehen läßt. Uebrigens schien ihm seine Thätigkeit nichts so Besonderes. Schöne Dinge auswählen: es war eigentlich keine Hegerei. Mancher Großkaufmann that das Selbe und noch eiserne Arbeit in anderem Beruf dazu. Das sprach wiederum nicht die Bescheidenheit, eher der Stolz eines Menschen, der über seiner Stellung, über seinem Beruf zu bleiben gesonnen war. Es kam mir immer ein Bißchen lächerlich vor, wenn man ihn Herr Professor oder Herr Geheimrat anredeete.

Diese Reserve jenseits von Beruf und Amt war es, was mich und manchen Anderen anzog. Wir sahen weniger den Gelehrten in ihm als Das, wofür es in Deutschland kein elegantes Wort giebt: einen Menschen, meinetwegen einen Aristokraten von sehr seltener Sorte, einen reichen Menschen, zu dessen natürlichen Eigenschaften unter anderen auch die enge Fühlung mit den Schönen Künsten gehörte. Die Kunst war ihm natürlich, was sie einem ordentlichen Beamten eines uniformirten Agtar-Industriesstaates nie im Ernst werden kann. Er behielt auch ihr gegenüber seine Reserve, aber hier nicht nur aus Respekt vor sich selbst, sondern auch aus Respekt vor der Sache. Tschudi unterscheidet sich dadurch von allen anderen offiziellen Kunstdelissen, daß

ihm jegliche Art von Spezialistenthum abgeht. Nicht nur im engeren Sinn des Wortes. Es gab keine größere Dummheit als die, ihm nachzuzeigen, er identifiziere sich mit der Sezession oder mit dem Künstlerbund. Das wäre ihm wieder viel, viel zu langweilig gewesen. Dagegen erwies er als Galeriedirektor eine Gründlichkeit, zu der es Spezialisten ihrer Art noch nie bringen können. Er begnügte sich nicht mit der bibliographischen Kontrolle seiner Objekte. Als er Menzel suchte, machte er eine Ausstellung Menzels, die, ohne daßemand etwas Böses merkte, ohne jedes Unterstreichen, die Menzelsforschung auf den Kopf stellte; und bei dieser Gelegenheit fielen der Galerie die kostbarsten Schädel des menzelischen Genius zu. Als er dem so gefundenen frühen Menzel die rechten Nachbarn deutscher Herkunft geben wollte, machte er die Jahrhunderausstellung, die noch viel mehr auf dem Kopf stellte und seit der wir anfangen können, die deutsche Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben. Er kam von den Alten her, war, bevor er die Galerie übernahm, Bodes rechte Hand gewesen und behielt in der neuen Stellung alle Interessen der alten. Er liefert einen der vielen Beweise für die Thatsache, daß alte Kunst und neue Kunst, sobald es sich um Meisterwerke handelt, untrennbar sind. Daß er in München die beiden Refforts in eine Hand bekommt, dürfte dem lebernen Buch deutscher Kunstspräflege eine schöne Seite zufügen.

Diese Freiheit des Urtheils, die Unabhängigkeit von allem Spezialisten-thum und aller Roterie macht ihn zum Ideal eines Museumsleiters. Da ich es hinschreibe, kommt es mir fast langweilig vor. Er hat das Zeug zu mehr. Ich stelle mir den idealen Freund eines Monarchen, der gute und schöne Dinge will, so ähnlich vor. Natürlich nicht in einem Agrar-Industrie-Militärstaat.

Und deshalb ist es gut, daß er gegangen ist. Nicht für Berlin, noch weniger für ihn zum Schaden. Es ist dumme Phrase, zu behaupten, daß Berlin vor unabsehbaren Zeiten eine Stätte der Kunst und der rechte Ort für Leute vom Schlag Eichudi werden könne. Ich kenne nicht die Dinge, mit denen den Eingeborenen Berlins lebendige Begriffe von Würde innerhalb und außerhalb des Berufes beigebracht werden können; aber sie sind jedenfalls von anderer Art als Bilder und Bildergeschichten. München aber wünschen wir, es möge den seltenen Mann festhalten, den man hier mit einem weinenden, einem lachenden Auge ziehen ließ.

Julius Meier-Graefe.

*

Es war nie das Zeichen von Tüchtigkeit und Stärke, Alle zu Freunden zu haben. Ein Mann wie Eichudi mußte Feinde finden. Daß diese Feinde auf der Seite der Kunstbogen liegen, die den Patriotismus und die ganze deutsche Kunst gepachtet zu haben glauben, ist natürlich. Was Eichudi gethan hat, ist bewundernswert und beschönigst Lobes würdig. Das konnte nur ein Mann leisten, der durch die alte Kunst geschnürt ist, der dort sehen und unterscheiden gelernt hat, über ein reiches Wissen und ein offenes Auge verfügt, die Perle schätzt, auch wenn sie in rauher Schale liegt, und gerecht einem Jeden giebt, was eines Jeden ist. (Walter Beslifow in der „Zukunft“ vom sechsten Februar 1897.)

Die Wiederkunft.

Sas Thor schlug zu und dahinter war eingeschlossene Stille. Die aber hatte ihre eigenhändliche und eindringliche Grausamkeit, als ob alle Worte, all das hilflose Weinen, das seit Jahren aus den vielen Zimmern und Sälen flang, doch nie eigentlich verhaftt wäre. Immer, irgendwie mußte es da sein; oder es waren vielleicht auch nur Gedanken, die nie zum Worte geboren wurden, verzweifelte und lebensmüde Gedanken. Und dann war da der sonderbare Geruch; überall lastete er wie milde Schwere, in der Vorhalle und in den hellen Gängen der Klinik. Alles lag da in einer kalten Reinlichkeit; aber auch diese zwang die Empfindungen unentzimbar zu dem Ursprung ihrer Nothwendigkeiten hin.

Datum war es wohl, daß Frau von Irmelin unwillkürlich ihre Stimme dämpfte und, vielleicht unbewußt, ihr etwas langes Straßenkleid mit der Hand fürgte. Die Geschäftschreiberin Marilla von Roeder ging mit einem ängstlich verlegenem Gesicht neben ihr her; besangen in einem Unerklärlichen, machte sie sich, um dieses Angstgefühl zu überdecken, wie wenn Kinder im Dunkeln singen, Ablenkungen in Gedanken; sie beobachtete die kleinen Füße der jungen Oberin, die in Schuhen mit etwas abgelaufenen Absätzen standen, und dachte, daß diese Füße milde sein müßten von dem vielen Laufen auf den harten Fliesen. Die Oberin eilte immer ein Wenig voran; ihr schneeweiches Kleid hatte keine weichen Falten, es stand und knitterte unaufhörlich und verursachte ein seltsames Geräusch in der Stille. Dieses Geräusch ging stets mit; auch jetzt streifte das weiße Kleid mit einem unnachgiebigen Auflehnen die Thür des Saales, die sich lautlos von selbst schloß.

„Hier ist nun der große Entbindungsaal. Ein schwerer Fall; man konnte noch nicht an Umbetten denken.“

„Wie kann sie nur so laut und unbefümmert reden und gehen?“ dachte die junge Roeder und starrte auf das Bett, das, wie ein einziger heller Fleck, alles Licht der großen Fenster auf sich zu konzentriren schien. Die Wöchnerin darin lag wie tot. Ihre von der Arbeit harten Hände waren bläulich gegen das Weiß der Decke Raum ein Erkennen vergerrte ihren Mund, als die Oberin kam. Die Besucherinnen blieben etwas zurück. Die Oberin aber begann, zu sprechen; als zeige sie hier die Werkwürdigkeiten eines Museums (so kam es Marilla von Roeder vor).

„Ja, die Verchner; schon das dritte Mal. Und ohne Kaiserchnitt gehts nicht ab. Daß das Kind lebt, daran ist ohnehin nicht zu denken. Sie weiß Das genau und der Mann auch. Aber wie so Leute sind: ein Einsehen kennt Das nicht; es ist eben meine Frau, sagt der Mann.“

„Und die Frau selbst?“ Marilla von Roeder fragte es mit verhaltener und doch fast leibhaftlicher Stimme.

Die Oberin machte eine Geste: „Wie 'n stumpfes Thier; als ob sie nichts begriffe.“ Damit war die Verchner abgelhan. Die Oberin wandte sich seitwärts, griff nach blinkenden Dingen und hob sie hoch.

„Gehen Sie, Das sind Gangan; Körngangan, Klemmen, alles Erdenfliche.“

Und das Erdenfliche, das Marilla von Roeder eher ein Unausschöpfbares schienen wollte, wurde herausgenommen und mit den Geräthen klapperten die Hände dieser Frau, abgestumpft von Gewohnheit, in den Rästen und vertrieben eine achtlose Grausamkeit, die, verstärkt durch Worte und Erklärungen, die Am-

deren in verböses Abwenden zwang. Diese fremdartigen Reihen der Instrumente (wie fasziniert hatte die kleine Roeder sie angestarrt, all die Glanzlichter) waren ihr noch vor Augen. Ueberhaupt so seltsam Alles, als ob ein Nebel um sie sei; und immer nur Eins röhre wie ein Bangen durch ihr Gemüthe, aus diesem Seltsamen herauszukommen: daß ihr all Dies so bekannt vorkam, als ob sie Alles schon genau so erlebt habe. Dieser endlos große, leere Saal mit den hohen, hellen Fenstern, davor das Bett, auf langen eisernen Füßen mit Rollen. Und die Rollen waren nach innen gebreit. Das war doch schon einmal so gewesen? Und die Frau; so furchtbar war das Bild dieser Frau. Augen hatte sie, als ob sie nie die Sonne gesehen hätten, und sie starnten bewegunglos unter den schweren, matteten Bildern immer geradeaus auf die helle Saalwand, als sei dort ein Bild, ein bannendes Renefest, das nur sie sieht. Der Saal hatte die verzweifelten Schmerzensschreie aller Vielen getrunken, hundertfaches Sterben und Verbergen hatte sich an die Sohlen der Entlassenen mit grauen und unsichtbaren Fäden gehetet, an die Sohlen Vater, die hier mit einem Hosen gegangen waren.

Und dann war es, als fühlte man den Tod selbst in diesem Raum. Wie eine Angst stand ein Unsaugbares in der Stille; und darum die wilde, tonlose Symphonie des Unterens. Und noch Eins war: abseits von dem Bett stand ein sonderbarer Kasten auf hohen Füßen. Und der Kasten war so unheimlich, weil er so leer war, so armsäßig leer, als schreie er ein verzweifeltes Klagen hinaus in die große Hebe des Saales. Es war eine Wiege und leer: wie ein jämmerlicher kleiner Sarg.

„Ja, ja, Fräulein, sehen Sie . . . Aber Das ist nicht immer so; die Meisten nehmen schon ihr Kleines mit; Alle müssen vor ihrer Enthüllung hier leichte Arbeit thun. Ganz umsonst, meinen Sie? Ach nein! Das geht schon nicht; und dann: diese Wäbchen sind ja die Arbeit gewohnt. Meist sind's Dienstmädchen, ganz ordentliche Dinger oft; aber gut haben sie es schon. Sehen Sie hier!“

Der kleinen Roeder war es gar nicht eilig, in das Zimmer nebenan zu kommen; aber Frau von Trmelsin sah sich schon nach ihr um, denn die lebhafte Oberin hatte eins der Neugeborenen hochgenommen, daß sie bewundern sollten. Dabei war es schrecklich, mit den blöden und ausdruckslosen Augen, erbärmlich und kraftlos. Auch kaum eins der anderen stach hervor; ob schwarz oder blond, waren sie so gleich und ihr quälendes Weinen fast das einzige stete Geräusch Stunden lang. Am Zuhende eines jeden Bettes standen die seltsamen kleinen Bettlästen.

Diese Kinder trugen alle das Stigma der Vergangenheiten, aus denen sie kamen, das auch zugleich ihres ganzen Lebens künftige Möglichkeiten offenbarte. Und feins trug die Glorie einer Liebe. Fräulein von Roeder stand daneben wie ein gehorsames Kind und machte große, bange Augen.

Diese Frauen alle, in ihren hellen Betten, sahen einander so entsetzlich ähnlich; unpersönlich und leer; nicht einmal der Schmerz hatte diese Blüte menschlich vertilft; blasses Maßlein waren es, die ein heimlich Lauerndes verbargen.

Noch mehr solche Zimmer; und immer wurde dieses unheimliche Bewußtsein verstärkt, so daß Fräulein von Roeder sich gar nicht mehr wunderte, nur dachte, in einer seltsamen Mäßigkeit: *Wann und wo habe ich das Alles schon geschenkt?*

„Aber, Fräulein, wo bleiben Sie denn nur? Schnell! Dieses Regenwetter! Besorgen Sie einen Wagen; ich warte so lange in der Halle!“

Und dann schlug wieder das Thor zu; und zurück blieb die Stille.

Wie die Lupinen dufteten!

Schwer lag die Sonne auf den Feldern; die Ferne war wie ein goldenes Meer und das ganze weite Land wie eine jubelnde Offenbarung der Ernte.

Und frei, frei sein! Wie lange? Ach, Marilla wollte einmal nicht denken müssen, nur fühlen, fühlen, wie mit geschlossenen Augen, das Leben wissen.

Das geliebte Land ihrer Heimath. Es war, als wachten all die verlangenden Träume ihrer Kindheit wieder. Sie fühlte das Lieb des Lebens, in wilden Melodien, die sie zu den Mauern rissen, weiter tönten in Fernen und sie dann zurückgelassen hatten, mit leeren Händen.

Aber das Land ihrer Heimath hatte gelächelt, bis auch sie lächelte; seine stillsten Offenbarungen waren ihr gegeben und daraus war all das harte Müssein des Tages so wezenlos geworden, ein Schatten fernster Wollen, der das geheime Verheißen ihrer Seele nicht berührte.

Ach, dieses geliebte Müssein! Wie ein verborgenes Leuchten war es; sie hätte es gärlich berühren mögen, mit ihren Händen, ihren offenen Händen. Würde es ja, daß einmal ein geliebtes Fühlen sich ihnen gab? Und doch wußte sie: sie würde ihn hier wiedersehen. Jahre lagen dazwischen. Sie würde ihn wiedersehen. Alles verschwand vor dieser jubelnden Freude. Beide hatten ihr Geschick des Warternüssens getragen; selten nur Briefe. Und doch ward zu dieser Stunde, als sei er gestern erst gegangen, — und nun, um wiederzufahren.

Und dann? War dann wieder die Bitterniß des Gehens und die einsamen getrennten Wege? Würde nie ein Unsichtbares sie einen? War das Ziel noch weit, weit wie der Himmel am Rande der Ebene? Könnte es nicht sein, daß er kam, ein Sieger, und sie mit sich riß, heraus aus den ewig gleichen Tagen?

Wie die Lupinen duften! Sie stehen wie goldene Kerzen, vereinzelt, und ließen zusammen in Fernen und sind zuletzt wie ein goldenes Meer und strömen über das Land schwere, heraufschende Bogen.

Und sie sah in die Ferne, auf den Weg, den er kommen würde. Sie grüßte ihn mit der jung erwachten Sehnsucht ihrer Kindheit. Morgen, ach, morgen schon! Sie grüßte ihn mit dem verlangenden Lächeln ihrer Liebe.

Und dann war über den Tagen die Leichtigkeit der Freude. Jede Stunde spielte im Geheimen mit vorgestreuten Blumen; als hätte ein Band sich gelöst, so viele waren es geworden, — und alle lamen sie aus der einen Fülle, die irgendwo wartete . . . Und nun war der späte Abend gekommen; er trug ein Fest, das sang in fernen, verträumten Liedern durch den Garten.

Beide gingen sehr still, Hand in Hand und blieben dann stehen und starnten in das Wasser. Es war seltsam dunkel und trug doch die Helle des Nachthimmels, eine fahle Helle, der die Sterne sich gärlich und weich in sonderbaren Kränzen hingaben hatten. Jungenbein leiser Wind neigte die Uferweiden und bewegte die bunten Laternen, die im Spiegel des Wassers wie glühende Augen flammten und wackelten und durch die das Bild ihrer Gestalten, nur aus verschiedenen Farbwerthen kennlich, feierlich, wie durch ein sonderbares Märchen, ging. Sie sah immer wieder dieses Bild und ihren hilflos hängen Augen wurde die Fremde ein Vertrautes, wie die Offenbarung eines werdenden Geschehens, das doch zugleich ein Müssein und Sorgen trug; aber es würde ein Geliebtes bedeuten: möchte in ihm auch der Untergang sein.

Die Nacht sprach so seltsam und lockte. Die Strünche und Büsche, wie

geheimnißvoll schlägeln, breiteten sie ihre Schatten über die Wege, die nie so einsam gewesen wie in dieser Nacht. Und über Allem lag ein zärtlich und weich verträumtes Singen. Das Wasser floß und entzog ihr Bild; sie sah es eher, als sie es fühlte. Ihr Bild wurde eins im Wasser, über dem bunsten Grund.

Sie fühlte seinen begehrbaren Mund auf dem ihren... Und immer ferner angen die sehnsüchtigsten Lieber durch den Garten.

Die Nacht lag über reisefreiem Land.

War die Zeit stillgestanden — versteint in grenzenloser See? Oder lag eine Ewigkeit des Grames und des Herzleidens zwischen den grauen und den grauenvollen Tagen? Marilla begriff es nicht mehr. Ein unsichtbares Weinenlos, das doch immer so furchtbar da war, überschattete sie; und sie sah und starnte mit unverstehenden Augen durch die Seele ihres armstüdigen Zimmers, wie in Fernen.

Ach, die goldenen Lupinen! Jegendwo dufteten sie.

Und dann waren Melodien... Eine wunderselige Schönheit! Einmal hatte ihr sehnsüchtiger Mund das Leben geflüstert; und danach war es, als sei sie verstoßen. Das grenzenlose Nichts. Alle Qual lag darin und doch war es so leer.

Draußen tropfte der Regen, immer im gleichen Ton; tropfte, tropfte; und der Klang bohrte sich in ihr Ohr. Jeder andere Laut, Alles versank, nur der Ton bohrte, formte ein Wort.

Sie kannte das Wort. Lausenbild war es in ihren verwüsteten Gedanken versunken und doch immer wieder da, wie jetzt in dem Ton: Tot, tot; er ist tot. Lange vorbei. Ihre Gedanken taumelten in diesem wirren Tanz des Gewesenen. Über Allem aber war dies Unsichtbare, Wesenlose und kam, kam immer wieder, "Jawer und Jawerer," bis es zuletzt gleichwar und natt wie 'eis' Schwärz' nahm.

Es weckte ihre armstüdigen Nächte und bohrte ein hohndelles Geldstück in das Schweigen ihrer Verlassenheit, bis ihre müde Seele endlich der grausamen Gewißheit ihres Schicksals sich beugte.

Und dann kamen Wochen und Monate und die kleine Roeder sah bis tief in die Nacht in der selben jämmerlichen Stube und schrie. Bogen um Bogen füllte sie mit ihrer feinen Schrift. Abschreibearbeit: Das war ihr Leben, daß seine Zukunftsmöglichkeiten mehr trug. Es war eine unerträglich schwere Bürde. Sie ging durch diese Nacht und beugte ihr Haupt und schloß die Augen den allzu fernen Sternen. So gingen die Wochen, Tage und Nächte. Immer nur Eins noch wußte sie zulegt: dahinein durfte sein Schlaf kommen, nein, Arbeit, nur Arbeit!

Sie mußte ja Geld haben, Geld, um zu leben; dann behielt man sie. Alle Anderen, Die von selber, hätten ihr, fast ohne ein Wort, fast ohne Geberde, nur abwehrend im Schweigen, gesagt, daß sie gehen müsse; hier behielt man sie, wenn sie Geld gab. Geld! Geld! War es Das, was so seltsam vor ihren Augen irrte, hell war und dann dunkel?

Es flirrte. Dann war es ein Singen. Ein leeres Wehen schloß ihre Augen; aber das Singen, das Feine, wie aus Gärten... So bunfel lagen die Gärten... Über Sterne, doch Sterne! Immer schneller, schneller, Witzel — Gold, Gold, daß näher sich schwang, zu ihr wollte, ach, zu ihr sollte, in ihre weit offenen Hände, ihre schmerzhafte offenen Hände... Da: nun hielten sie das Gold nicht mehr; es war

zu spät gekommen, über Allem war das Dunkel und die Schwere, das Fernsein der Verlängerung.

... Die hellen Lichtreflexe an der Decke wurden immer größer; manchmal verschoben sie sich. Sie waren wie goldene Krabben, und wenn draußen der Wind die Blätter bewegte, tanzten und fluteten sie durcheinander, bis es war, daß sie herabglitten, ganz nach unten, und auf Marillas Bett hasteten.

Sie lag in müdem Halbdunkel und starrte diese goldenen Fleden an. Beinahe wollte sie danach greifen; doch das Gold verging ihren Händen; Alles war entgleitendes Vergnügen. Noch lange lag Marilla sehr still; wie in einem leisen Hintergehen war's: man weiß nichts mehr und sieht die Dinge und sieht sie auch wieder nicht und nur Melodien sind irgendwo, die manchmal wie Chöre rauschen.

„Dies hier ist ein schwerer Fall.“

Diese Stimme drang in Marillas umdämmertes Bewußtsein wie ein greelles Licht. Sie wollte sich jäh aufrichten, aber irgendeine sanfte Gewalt hinderte ihre schwachen Schultern. Und dann die Worte. Aber woher? Woher?

In einer verzweifelten Anstrengung versuchte sie, Not zu denken. Wenn nur dieser sonderbare Rebel nicht gewesen wäre! Er lag über den Dingen, daß sie wie in Fernen und darin fast unwirklich schienen. Manchmal bewegte sich ein sehr stilles Gesicht über sie hin. Und zuerst hatte Marilla dem tiefen Gragen dieser Augen die Augen geschlossen. Nun sah sie mit einmal, daß dieses Antlitz ein Wenig lächelte; und dann kannte sie auch dieses Lächeln. Alles kannte sie; aber woher? Woher?

Diese seltsame, fühl schwere Lust, der Saal, dessen obere Leere ihr doch schon einmal so sonderbar fremd und doch vertraut gewesen. Es hatte etwas unerträglich Bedeutendes, daß seine Größe die Stimmen der Menschen verjüngte. Aber sprachen sie nicht, bewegten nur die Lippen? War Das ihretwegen? Ach, sie war müde, so müde... Alles war still in ihr wie eine Heimkehr, ein Erfüllen. Keine Fremde, kein Grauen mehr... Selig müde schlummerte sie in dem großen Bett, das ganz allein vor den Fenstern des Saales stand, wie verloren in der Leere.

Das Sterben, das mit lauernden Augen Stunden gewartet, ging hinaus.

Immer tiefer sank die Sonne; aber dann, am Abend, ging irgend etwas vor. Da war ein langer Gang und dann (nun sah sie es) ein anderer Raum und in diesem: immer waren Betten und in jedem lag eine blaße Frau. Und Marilla dachte, daß Alle so bleich und so fern aussehen und so leer. Und dann fühlte sie, daß die fremden Augen sie beobachteten. Das war schrecklich. Sie brüllte ihr Gesicht tief in die Kissen, aber es half nicht; sie fühlte diese Blicke, diese unguten Blicke. Plötzlich schlug ein Schlag in ihr Bewußtsein, wie die Offenbarung eines Namenlosen. Erst ein Ton, ein leises Weinen war es, daß aus irgendeiner Verborgenheit zu kommen schien; und dann war es nicht mehr vereinzelt; viele waren es und schrien, schrien alle in dem selben hilflosen Zammern. Wie in einem jähren Entzehen richtete Marilla sich auf und kannte ihr Schicksal und kannte den Saal... Alles, Alles kam zurück in diesem einen Ton, diesem hämmerlichen Kinderweinen. Und dann, wie angstlich, ging ihr suchender Blick dahin, wo zu Füßen ihres Bettes, wie bei den Anderen, ein armsäßiger kleiner Kasten auf hohen Füßen stand...

Er war leer.

Schloß Dornburg.

Maria Gräfin Gneisenau.

Die alten Orafel.*)

Dom Standpunkt der modernen Bildung aus kann man kaum abschließen, was die Orafel im Alterthum bedeuteten, wofern man nicht mit dem Monothéismus und Spiritualismus von heutzutage vertraut ist. Sie haben den selben wesentlichen Charakter, obwohl Unterschiede bestehen, durch welche sie so scharf getrennt werden, daß nur der Philosoph oder wissenschaftlich geschulte Geist ihre Wesensgleichheit entdecken kann.

„Gott“ steht in unserer Zeit für einen hocherhabenden Begriff, noch idealisiert durch den ganzen sittlichen Fortschritt, der durch all die Jahrhunderte seit dem Verfall der griechisch-römischen Kultur erreicht worden ist, und stellt daher ein Wesen oder einen Geist dar, ohne menschliche Beschränkungen und mit einem für den Maßstab des Menschen mehr oder weniger unverzerrlichen Willen. „Religion“ ist Verehrung und Gehorsam gegen dieses Wesen mit all der philosophischen Einsicht und Bildung jener Zeiten, die mit dieser Geistesrichtung verbunden waren, während die Gebräuche des Alterthums in diesem Wandlungsprozeß ihre Bedeutung nach und nach verloren hatten. Wenn wir daher heutzutage von „Gott“ und „Religion“ sprechen, so denken wir an Gebräuche, Glaubenssätze und Begriffe, die aus ihrem Zusammenhang alle Handlungen und Formeln gänzlich ausgeschieden haben, welche im Alterthum tatsächlich das Wesen des Göttlichen und der Religion bestimmten. Wenn man sagt, die Orafel seien den alten religiösen Einrichtungen im Wesen verwandt gewesen, so spricht man eine wichtige Wahrheit aus, aber man hat damit noch keinen sicheren Begriff vom Dem, was die religiösen Einrichtungen der Alten waren. Selbst wenn wir uns die Orafel ausführlich beschreiben lassen, bekommen wir noch keinen deutlichen Begriff davon, was „Religion“ für jene Zeiten bedeutete.

Wir alle kennen die rein menschliche Natur der alten Vorstellungen vom „Göttlichen“; und doch stellen wir uns kaum vor Augen, wie eigentlich diese Natur war und wie weit sie sich erstreckte, bis wir ihre Mythologie lesen und an die durchschnittlich herrschende Unwissenheit denken. Die Götter waren oft nur vergötterte Helden, oft auch nichts als destruktive Naturkräfte mit geringem Unterschied zwischen dem Menschen und der Natur, die auf diese Weise zu Göttern wurden. Die Götter hatten ihre Eiserfucht, ihre Liebe und ihren Haß, sie hatten menschliche Leidenschaften und Beschränkungen und waren in jeder Beziehung die launischen Geschöpfe, die eine solche Zeit als ideale Mächte ansah. Auch waren die Götter so zahlreich wie die Kräfte oder abstrakten Begriffe, die sich der Mensch in der Weltordnung machte. Es gab keine sittliche Idealisierung dieser Kräfte und Begriffe, wie sie in der jüdischen Auffassung des Göttlichen zu Tage trat und eben so in der christlichen, die aus der jüdischen hervorging, nachdem diese eine monotheistische Form angenommen hatte.

Der Monotheismus konnte sich in Griechenland und Rom nie ernstlich festsetzen. Der Philosoph Zenophanes griff den Polytheismus seiner Zeit an und behauptete, daß Göttliche sei nur ein Einziges. Hesychius brüllte die selbe Auf-

*) Ein Abschnitt aus dem Buch „Probleme der Seelenforschung“, das bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheint und dessen Autor mit dem (gelungenen) Versuch, „das ganze Gebiet des Übernormalen zu durchwandern“, den Wünschen der heutigen Lebenden, wie der Franzose Camille Flammarion, fröhlig entgegengestanden ist.

fassung aus und so thaten vielleicht alle einsichtsvollen Männer jener Zeit. So weit die Philosophen überhaupt für die Religion Interesse zeigten, waren sie ihrem Gefühl nach Monothisten, aber die Räffaktion gegen die übertriebene Menschlichkeit ihrer Zeit führte sie eher zu einer unpersonlichen Auffassung des Göttlichen hin. Die Kluft zwischen ihnen und dem Geist der Menge war fast nicht mehr zu überbrücken. Alle Religion, die der Philosoph etwa hatte, stand rein nur im Lichte der Vernunft, wie es vielleicht zu jeder Zeit der Fall ist, unbekleidet fern von dem Überglauhen der Masse. Es bestand keine Regierung, sich etwas anzueignen von den allgemeinen Vorstellungen und Gebräuchen, ausgenommen mit Rücksicht auf soziale oder politische Zwecke. Die ungebildeten Klassen hatten ihre Freiheit in religiösen Dingen, während die gebildeten die Regierung innehielten. Der Religion war kein ausgesprochenes soziales Amt zugetheilt. Sie besaß im Allgemeinen kein System der Erlösung über das Grab hinaus, verbunden mit ihren Pflichten und Gottesdiensten, wie die spätere Religion es hatte. Das Interesse an der Religion lag für den Proletariat des Alterthumes in dem Leben und den Handlungen des Alltags und besonders in dem Theil, der eher sein persönliches Wohl als seine sozialen Pflichten betraf. Für eine aristokratische Regierung, die an religiösen Dingen höchstens als einem Mittel zum Schutz ihrer Macht interessirt war, bestand kein Grund, die Religion zu reformiren: und so überließ man sie mit ihren Gebräuchen dem gewöhnlichen Volk, während Intelligenz und Bildung sich an Wissenschaft und Kunst anschlossen. Zwischen den beiden das Gemeinwesen bildenden Klassen bestand keine Gemeinschaft des Lebens und der Interessen wie in demokratischen Zeiten. Der Überglauhe der einen Klasse war so empörend, daß er vor dem kritischen Auge der anderen nicht standhielt, und der Nationalismus der intelligenten Klassen stand kein Verständniß in dem nur an menschlich-sinnliche Vorstellungen gewöhnten Kopfem derer, die beherrschten wurden.

Es bedurfte einer anderen Religion, um einem Sauerteig in das tägliche Leben des Menschen zu bringen. Das griechische Denken verstand es nie, die Zukunft bestrebend zu idealisieren, und obgleich es die Gegenwart nicht liebte, suchte es sie doch durch die Kunst zu verschönern und fühlte in deren Ausführung nicht jenen Widerstand, der die christliche Auffassung von der Natur beherrschte. Man konnte die göttliche Seite der Natur sehen, und da sie besser war als die widerwärtige häßende Zukunft, die der Glaube an ein zukünftiges Leben mit sich brachte, so bestand kein solcher Widerwillen gegen das sinnliche Leben, wie er die Anschauung des Christen kennzeichnet, der es vom Standpunkt einer hoch idealisierten Unsterblichkeit und göttlichen Weltregierung aus betrachtet. Das Christentum stellte die Auffassung der Griechen auf den Kopf und führte so zur Misshandlung der Orafel, deren Offenbarungen unreiner und sinnlicher Art und so für das Ideal unannehmbar oder auch jenes eitlen Inhaltes waren, den das Ideal verwarf, so lange es eine Macht über die menschliche Überzeugung hatte. Unabänderlich ergeben der Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter nach dem Tode, dem Gedanken an die moralische und soziale Gleichheit der Menschen vor dem göttlichen Gericht, der Lehre, daß das persönliche Heil wenigstens zum Theil von dem richtigen Verhalten gegen die übrigen Mitglieder der Gemeinschaft abhänge, und der Misshandlung des sinnlichen wie der Überschätzung des geistlichen Lebens: so war die neue Anschauung im gleichen Maß geeignet, daß Unsehen der Orafel zu

gerküren und die Vorherrschaft der Philosophie und der Staatsweisheit zu beeinträchtigen. In allen ihren Handlungen und trotz vom Heidentum überkommenen Einflüssen hat diese Anschaugung ihren Gegensatz zu den alten Religionen aufrecht erhalten; und sie war so wenig geeignet, die Orafael zu verstehen, wie berechtigt, sie zu mißachten, während sie bestrebt war, Macht und Einfluß sowohl der Philosophie als der Politik den Interessen des Volkes gegen die Tyrannie der bevorzugten Klassen dienstbar zu machen. Dies gelang ihr schließlich durch Belebung einer besseren Einsicht, welche der Orafael nicht bedurft und ihnen auch die Führung der Unwissenden entwand. Obgleich sie in ihrem Gottesbegriff immer noch einige Elemente rein menschlicher Auffassung bewahrte, wählte sie eine mittlere Linie zwischen den Ausschreitungen des Polytheismus und der unpersönlichen Blöße des monotheistischen Pantheismus und verlieh dadurch dem Göttlichen eine solche Würde, daß seine Offenbarungen sich nicht länger zu den Spielereien und Zweideutigkeiten eines Orafaels erniedrigen konnten.

In ihrer Verbindung mit den Orafaeln verlegte die griechische Religion daß kleinere Gefühl und die höhere Einsicht in gleicher Weise und erst nach ihrer Veredelung durch die Kunst gewann sie für die gebildeten Klassen Interesse. Die Folge war, daß ihre Feiern und Formeln den Unwissenden und Übergläubigen überlassen wurden, die eine höhere Klasse bildeten als in unserer Zeit. Die Leichtigkeit, mit der das Wissen ausgetreiert werden kann, hat die Zweifelsucht und Abneigung gegen das „Übernatürliche“ allgemein gemacht. Im Alterthum aber war weniger Gelegenheit und keine Neigung vorhanden, die Massen zu unterrichten, und so mußte ihnen aus sozialen und politischen Gründen die Religion erhalten bleiben. Diese äußerte sich am Weisten im Befragen der Orafael und in Opferfeiern, um die erzählten Gottheiten zu beschwichtigen. Das Christenthum kam und hatte nur einen Mittler zwischen dem Eingelnen und der Gottheit. Sonst hatte jeder sein eigenes Heil zu wirken, so daß auch hier wieder die geistige Machtung seines Systems die Orafael entbehrlieb mache.

Ich spreche nicht von der wilben Herkunft der Orafael, obgleich sie wahrscheinlich auf solche Gebrüche der Urvölker zurückgehen, die aus Geisterbetrachtungen und Ahnlichkeiten erwachsen sind. Das Interesse beginnt für den psychischen Forscher da, wo die Form der Freier und der Ceremonien einen gleichsam organisierten Versuch zeigt, Kräfte zu befragen, die man in Verbindung mit der Gottheit oder abgeschiedenen menschlichen Wesen glaubt. Diese traten besonders deutlich hervor bei den Orafaeln, deren Ursprung sicher in fabelhaftem Halbdunkel liegt. Wie aber Bildung und Einsicht wachsen, verloren sie entweder an Glauben oder wurden den Klassen der Unwissenden überlassen, die mit ihnen anfangen konnten, was sie wollten.

Dab sie die Vorläufer unserer modernen Medien waren, geht aus der Art ihrer Erscheinungen hervor, wenn auch ihre Beziehungen zu den religiösen Gebrüchen der Zeit die Wesensgleichheit verhüllt. Auch hat der Einfluß des Christenthums, der ihnen entgegenarbeitete, besonders auch, weil man sie mit dämonischer Besessenheit verbunden wußte, sie gezwungen, ihre Ausübung von der Religion zu trennen und zu einem bloßen Lohnberuf zu machen. Aber die alte Kultur hing so sehr von der Rücksicht über die Unwissenden und Übergläubigen ab, daß es unerlässlich war, die Orafael mit der Religion zu identifizieren, was ihnen eine der priesterlichen gleiche Macht verlieh. Versuchungen boten sich an, wie heutzutage,

diese Macht zum Vortheil verschiedener persönlicher und politischer Interessen zu missbrauchen. Dass ein solcher Missbrauch bestand, geht hervor aus der Zweifelsucht der einsichtvollen Leute, auf welche diese Erscheinungen solchen Einbruck gemacht hatten, dass sie ihnen nachspürten oder sie befragten. Sokrates, der selbst einer anscheinend duureren Stimme unterworfen war, die ihn bei manchen feiner Handlungen leitete, ging hin, um die Vertrauenswürdigkeit des Delphischen Orakels zu prüfen. Christus sandte Boten, das selbe Orakel in eigenen Angelegenheiten zu befragen, wollte ihm aber erst dann vertrauen, wenn er seine Echtheit an einem Versuch nachgewiesen hätte. Nestyplus bemerkte wohl die Gefahren, welche die Auslegung des Orakel begleiteten; denn er lädt durch den Mund der Io in seinem „Gesesselten Prometheus“ die Feststellung machen, ihr Muß habe „manchen Boten abgesetzt nach Pytho und Dodona, die Orakel zu befragen, daß er von ihnen höre, was sich für ihn gezieme, zu thun, daß er thue, was der Gottheit wohlgefällt. Und sie brachten einen Bericht zurück in zweideutigen Worten, unbestimmt, dunkel erstattet“. Bald wurde es schon im Alterthum zum Sprichwort, dass die Orakel zweideutig und ungouvernstig seien. Jedes Zeichen ihrer Aussprüche würde Das in weitem Maß anschaulich machen. Aristoteles, einer der ruhigsten und vorsichtigsten Weisesten Griechenlands, hatte sich mit den Erzählungen von orakelhaften Träumen und ähnlichen Erscheinungen zu beschäftigen und sein Urtheil, dass die Zweifelsucht der gebildeten Classe enthalt, lautet: „Es ist neber leicht, solche Dinge zu verwirren, noch auch, sie zu glauben.“ Einzelne Gerichte hätte man leicht der Rylthe oder Legende zuweisen können; aber das Alterthum wimmelt von Orakeln und deren Verehrer waren zu zahlreich, als dass man jeden Fall mit der selben Antwort abschütteln könnte; so können wir die Haltung von Männern wie Aristoteles wohl verstehen, ohne seine bulksame Überzeugung anzunehmen. Es scheint Thatache gewesen zu sein, dass viele der besten Weisesten jener alten Zeiten die Schilheit mancher Orakel zugaben, nachdem sie Vieles als Betrug und Illusion ausgeschieden hatten. Erfolgreiche Beispiele boten sich ihren abenteuernden Nachahmern damals so gut wie heute.

Es ist hier nicht der Ort, die Natur der griechischen Religion zu erörtern; doch kann ich kurz andeuten, dass ihre Hauptzüge in den Berichtungen der Priesterschaft und in der Scherfunkst zu erkennen waren. Die Scherfunkst beruhte auf der Vorstellung, dass das Göttliche und das Menschliche in enger Beziehung stünden und durch geeignete Mittel der Rath und die Hilfe der Gottheit gewonnen werden könnten. „Nach der Ansichtung dieses frommen Glaubens“, sagt Curtius, „steht die Gottheit mit der Welt der Natur und der Menschen in unlösbare Verbindung. Wenn nun das moralische Gerüst, das den menschlichen Angelegenheiten als Stütze dient, irgendwelche Störung erleidet, so muss Dies auch in der Welt der Natur offenbar werden. Ungewöhnliche Naturerscheinungen am Himmel oder auf der Erde, Verfinsternungen der Sonne oder des Mondes, Erdbeben, Pest, Hungersnoth sind Zeichen, dass durch Uebelthaten der göttliche Rath geweckt worden ist, und es ist wichtig, dass die Sterblichen wissen, wie sie diese göttlichen Fingerzeige verstehen und daraus Vortheil ziehen sollen. Hierfür bedarf es einer besonderen Fähigkeit, nicht einer Fähigkeit, die wie eine menschliche Kunst oder Wissenschaft erworben werden kann, vielmehr eines besonderen Zustandes der Begnadigung bei einzelnen Individuen oder Familien, deren Augen und Ohren dem göttlichen

Offenbarungen offenbaren und die in höherem Maß als die übrige Menschheit an dem göttlichen Geist teilhaben. Dem gemäß ist es ihr Amt und Beruf, sich als Organe des göttlichen Willens auszuweisen; sie sind berechtigt, ihre Autorität jeder Macht der Welt entgegenzusetzen."

Der Priesterschaft fiel die Auslegung der Anzeichen in der Natur zu und daß Studium der Vorzeichen und Opfer veranschaulichte dieses Amt. Die Priester wurden die einzigen Ausleger der Oracle und alles Dessen, was mit der Seherkunst zusammenhangt, die das geläufige Mittel war, um eine Verbindung zwischen der Gottheit und den Menschen herzustellen. Die Priester waren jedoch nicht die nächsten Vermittler dieses Verlehrts, sondern nur dessen Ausleger und mußten sich daher auf die Personen oder Werkejenige vom besonderer Begabung verlassen, die in engere Fühlung mit der Gottheit treten konnten, und die wir heute Medien heißen würden.

"Der Gott selbst", fährt Curtius fort, „wählt die Organe seiner Mittheilungen aus; und zum Zeichen, daß es nicht menschliche Weisheit und Kunst ist, welche den göttlichen Willen enthüllt, spricht Apollo durch den Mund schwacher Mädchen und Frauen. Der Zustand der Inspiration ist keineswegs ein Zustand besonderer erhöhter Fähigkeiten, sondern die eigenen Fähigkeiten des menschlichen Wesens, ja, sein eigenes Bewußtsein sind gleichsam ausgelöscht, damit die göttliche Stimme um so lauter gehört werde; das von dem Gott mitgetheilte Geheimniß gleicht einer Würde, welche die heimgesuchte Brust niederdrückt; es ist ein Hellssehen, aus welchem dem Geist der Seherin keine Bestrebigung erwächst. Diese Seherin oder Sibylle ist Dem gemäß nicht selbst der Offenbarung fähig; das von ihr Verkündete ist ihr selbst eben so unverständlich wie ihrem Zuhörern, so daß eine Auslegung nothwendig ist, um die Menschen in den Stand zu setzen, aus der Prophezeiung Vorteil zu ziehen. Zu diesem Zweck erschienen jene Personen und Familien, die durch die Verwaltung des religiösen Gottesdienstes der Gottheit am Rüchtesten standen, von Natur aus am Reisten geeignet; und Dies ist der Punkt, wo die Seherkunst und das Priestertum, die ursprünglich nichts Gemeinsames haben, zuerst eine augenblickliche Verbindung mit einander eingehen."

... Der poetischen Lebhaftigkeit des (inzwischen verstorbenen) J. W. D. Myers verbannten wir eine höchst interessante Beschreibung der Natur und des Ursprungs der Oracle. „Wenn wir das Wort ‚Oracle‘ definieren wollen, so sehen wir uns sofort vor die Schwierigkeiten des Gegenstandes gestellt. Der lateinische Ausdruck, den wir annehmen müssen, deutet in der That besonders auf die Hölle hin, wo die Stimme Gottes oder des Geistes wirtlich gehört wurde, unmittelbar oder durch irgendwelche wesentliche Vermittelung. Über der entsprechende griechische Ausdruck (*προφέτειον*) bezeichnet nur einen Ort des Wahrsagens, einen Ort, wo man durch irgendwelche Mittel Weissagungen erhält. Wir dürfen auch die Oracle Griechenlands nicht als seltene und majestätische Erscheinungen ansehen, als Heiligthümer, von einer hochentwickelten Mythologie als unmittelbarer Wohnsitz eines Gottes gegründet. Sie sind eher die Ergebnisse einer langen Entwicklung, die umgestalteten Reste aus zahllosen heiligen Stätten der Urbevölkerung. Die griechische Literatur hat uns eine Fülle von Spuren der verschiedenen Ursachen aufbewahrt, die dazu führten, einem bestimmten Orte den Charakter der Heiligkeit beizulegen. Besonders oft ist es eine Kluft oder ein Spalt im Boden, vielleicht mit giftigen Dämpfen oder dem Nebel eines unterirdischen Stromes angefüllt, oder auch nur,

in seiner schwarzen Nacht, einen Zugang zu den Geheimnissen des Unterwelt bildend. Dieser Ort war die Klüft des Clarischen, des Delischen und des Delphischen Apollo und das Orakel der weißragenden Nymphen auf dem Eichhüren. Dieser Ort war die Höhle des Trophonius; und sein eigener Name ist vielleicht nur ein Synonym für „Mutter Erde“, unter „vielen Namen daß eine Weise“, daß zugleich steht und offenbart. Manchmal, wie in Megara, Sikyon, Orchomenos, Laobicea, bildet sich das Heiligtum rund um einen Säule oder Felsstein, der vielleicht zu einer Schule oder Pyramide gestaltet ist und anfangs meist mit dem Gott selbst identifiziert war, wenn auch nach der Entfindung der Bildhauerkunst seine Bedeutung verdunkelt oder vergessen wurde. Solche Steine überdauern alle Religionen und stehen in ihrer rohen Gestaltlosigkeit für uns da als die ältesten Zeugen Dessen, was der Mensch hoffte und fürchtete. Mitunter war der geheiligte Ort nur eine für die Beobachtung des Vogelfluges oder des Blühes bevorzugte Stelle, wie des Teiresias „alter Sitz der Weissagung“ oder die Feuerstelle, von der aus die Pythagoristen, bevor die Heilige Gesandtschaft nach Delphi aufbrechen konnte, Ausschau hielten über den Kamm des Parnass hin nach dem Ruf der himmlischen Flamme. Über es war vielleicht nur ein Ort, wo die Weissagung aus Brandopfern ungewöhnlich wahr und klar zu sein schien; in Olympia, zum Beispiel, wo, wie Vinzenz und erzählt, „Wahrfänger aus dem Opfer prophezeiend, den hell leuchtenden Geiß versuchten“. Es ist zwecklos, ausführlich von Hainen, Strömen und Berggipfeln zu sprechen, die in allen Gegenden der Welt daß Verborgene dem Menschen nahezubringen schienen durch geheimnisvolles Wogen, murmelndes Rauschen oder durch die Nähe des Himmelstümpfes. Es genügt, zu erkennen, daß in Griechenland, wie in anderen Ländern, über welche aufeinanderfolgende Wogen der Einwanderung hingegangen sind, die geheiligten Stätten meist in den Urzeiten nach einsachen Gründen ausgewählt wurden. Als dann gebildetere Geschlechter folgten und Apollo kam, wurden die alten Heiligtümer neuen Gottheiten geweiht, die alten Symbole wurden umgestaltet oder verschwanden. Die Felssteine wurden vom Götterbildern gefränt oder von solchen verbrängt und in die Erde vergraben. Die Sibyllen starben in den Tempeln und die Insel des Sonnengottes trug die Grabstätte der Mondmäher des nördlichen Himmels.“

Legende und Geschichte machen Dodona zum ältesten Sitz der griechischen Orakel. Dort stand ein Tempel und Jupiter war die Gottheit, welcher er gewidmet war. Man glaubte, der Gott wohne in einer alten Eiche an diesem Ort, und verschiedene Berichte geben an, daß seine Offenbarungen durch das Rauschen der Blätter dieses Baumes geschehen oder durch das Tönen des Windes im Dreifuß, der immer mit der Einrichtung eines Orakels verbunden war. Eine Zauberin als Medium für den Gott scheint nicht dagewesen zu sein, sondern nur die priesterliche Deutung der Naturanzeichen, aus denen die Zukunft vorhergesagt wurde. Erst im späteren Zeit nahm die Offenbarung die Form mediumistischer Rede an. Das Dodonische Orakel war eine Auslegung von Naturerscheinungen und entstand offenbar aus altem Baumdienst. Die Eiche von Schechem, wo Jakob seine falschen Götter mit ihren Ohrringen begrüßt, die Haine von Beerseba und andere berühmte Stätten Quibus waren jedenfalls Anzeichen des selben Gottesdienstes in Palästina.

Das berühmteste und bedeutendste Orakel war das in Delphi. Es war das Orakel Apollos. „Es lag ungefähr sechs Meilen landeinwärts von den Küsten des

Korinthischen Golfe in einer zerrissenen, romantischen Schlucht, die gegen Norden von dem steilen, mauerähnlichen Abhang des Parnass, Phaebrisabes oder glänzende Felsen genannt, gegen Osten und Westen von zwei kleineren Rücken oder Ausläufern und gegen Süden von den unregelmäßigen Höhen des Cirphis abgeschlossen war. Zwischen den beiden Bergen floß der Pleistos von Osten nach Westen und nahm der Stadt gegenüber das Flüschen der Kastilischen Quelle auf, das mitten am Abhang des Parnass aus einer tiefen Schlucht entsprang.² Der Ursprung des Orakels ist sagenhaft. Sein Verfahren war ganz verschieden von dem zu Dodona. Die Oracle wurden von der menschlichen Stimme ausgegeben und erforderten die Dienste eines Priesters und eines Mediums (wenn wir die Art des Verlehrts mit der Gottheit so nennen dürfen). Wie bei ähnlichen Erscheinungen unserer Zeit, verfiel die Prophetin in eine angebliche oder wirkliche „Trance“ und die Mittheilungen erfolgten in unzusammenhängenden Aeußerungen, die vom Priester oder den das Orakel Befragten gebeutet werden mußten. Weißt wohl nach freiem Ermessens.

Dieses Orakel wurde von Männern in allen Lebensstellungen, in privaten und öffentlichen, befragt. Es war eine sehr häufig benutzte Quelle des Ratheß in Angelegenheiten der Staatspolitik und besonders für den Krieg. Es scheint, daß kein Staat einen Krieg anfing, ohne das Orakel zu befragen. Die Hoffnungen und Erwartungen, die ein solcher Erfolg hervorrief, mußten seinem Dienst schwere Verpflichtungen auferlegen und zu einem Verfahren verleiten, daß dem „Orakelhaften“ in unserer Zeit und schon bei den einsichtvollen Denkern Griechenlands einen Neben Sinn gegeben hat. Die menschliche Natur, die sich auf die Gottheit und auf die Weisung von Kräften einer anderen Welt verließ, statt auf die eigenen Hilfsmittel, verlangte von dem Orakel Rathschläge, die kaum von den Weisesten erwartet werden durften, und so lag die Versuchung nah, die Mittheilungen und die Deutung irrtümlich zu gestalten. Die verschiedenen Einflüsse, durch welche die Bedeutung der Religion im nationalen Leben auf Kosten der Philosophie geschmälert wurde, zwangen die Oracle, den fragern räthselhafte Antworten zu geben. So verloren sie die Achtung der Einsichtvollen und bewahrten sich nur noch die der Übergläubigen. Eine schwache Spur ihres Interesses und ihrer Macht findet man noch bei den Neuplatonikern. Der berühmte Spruch an Petrus, als er fragte, ob er den Krieg beginnen sollte, daß eine große Nation zerstört würde, war zweideutig genug, um in den eigenen Untergang zu führen. Die Zweideutigkeit der Antworten mag oft eben so wohl der Unwissenheit wie überlegter Täuschung zugeschrieben werden. Doch ehrlich oder unrechtmäßig: das Ansehen der Oracle mußte erhalten werden, und je mehr das Wissen vom der Natur und die Zweifelsucht wuchs, desto sorgfältiger forschte man dem angeblichen Verlehrt mit der Gottheit nach, bis die ganze Einrichtung unter Rom's Herrschaft verschwand.

Trotzdem die Oracle schließlich in wirkliche oder anscheinende Betrügerei und Täuschung ausarteten, erhielten sie sich den Ruf, daß an ihren Erscheinungen sichtbar wurden, die die Achtung und das Nachdenken manches fähigen Kopfes hervorriefen. Plato wußt ihnen sowohl in seiner „Republik“, dem idealen, als in seinen „Gesetzen“, dem praktischen Staat, eine wichtige Stelle an. Die Neuplatoniker gaben sich mit Magie und Geisterbannen ab und ihr Hauptvertreter, Plotinus, machte Trancezustände durch, in denen er tiefer in die Natur der Dinge hineinzusehen glaubte, als sein normales Bewußtsein gestattete. Plato hielt dem

Wahrheit für den Zustand, in dem man die letzten Wahrheiten entdeckte. Sogar der Materialist der epikurischen Schule schrieb den Träumen Bedeutung genug zu, um das Dasein der Götter aus ihnen zu beweisen; ließ aber diese Götter nicht auf die natürliche Ordnung der Welt einwirken.

Die Ansicht der alten und neueren Geschichtsschreiber scheint darin einig zu sein, daß im Ganzen der gute Einfluß der Orakel überwog. In unserer Zeit bestreitet Niemand, daß sie mit manchem Zweifelhaften, Widerständigen, ja, ausgesprochen Schändlichen verbunden waren. Über ihre Gebräuche wichen dem Fortschritt des Wissens und wurden identifiziert mit Dem, was die attische und dorische Religion Besteck an sich hatte. Delphi dauerte fort bis zuletzt, weil es dem Geist der griechischen Religion besser angepaßt war; es stellte den Widerstreit dar zwischen der alten und der neuen Aussöhnung der Götter. Im Gegensatz zu den älteren, von den Naturkräften ausgeführten Botschaften von Dodona trat hier eine geistige Verbindung mit der Gottheit auf. Apollo, das Symbol des Lichtes und der ewigen Jugend, verdrängte die ältere Majestät Jupiters und überall, wo die Kunst in der Bildhauerei, der Malerei und der Dichtung den Sieg eines besseren über ein höheres Zeitalter feiern konnte, brachte sie in Tempeln, auf Altären und in Gaben den Orakeln ihre Huldigung dar.

„In dem neuen Tempel jedenfalls, der in historischer Zeit wieder aufgebaut wurde“, sagt Myers in einer Bemerkung über den Sieg des Delphischen über das Dodonische Orakel, „war die moralische Bedeutung der Religion des Apollo in unzweideutigem Bildwerk aufgedrückt. Gerade wie vier große Zonen von Bildwerken“ die Halle in Camelot, dem Mittelpunkt des Glaubens, der Britanien civilisierte, „mit manchem mystischen Symbol“ des menschlichen Sieges umgürteter, so waren auch über der Säulenhalle des Delphischen Gottes in Gemälden und Skulpturen Szenen dargestellt, die von dem Triumph der idealen Menschlichkeit über die ungeheuerlichen Gottheiten erzählten, die der Ursprung wilder Furcht sind. Da sah man „das Licht aus den Augen der Zwillingsgeschwister“ des Kinder Letos; da war Herakles mit goldener Sichel, Iolaus mit dem Feuerbrand, die Köpfe der sterbenden Hydra verschengend, „die Geschichte“, sagt das junge Mädchen im Ion, das darauf hinblickt, „die an einem Webstuhl gefangen wird“; da war der Reiter des beschwiegten Rosses, der die Feuer atzende Chimaera erschlug; ferner der Tumult des Krieges der Riesen; Pallos, die den Schild gegen Enkelados erhebt; Zeus, der den Mimas mit dem großen, flammenzähnigen Pfeil niederschlägt, und Bacchus „mit seinem unkriegerischen Epheustab“, der auch ein Kind der Erde fürzt.“

Aber weder die Kunst noch die tatsächlich der griechischen Civilisation geleisteten Dienste konnten die Orakel retten. Sie hatten ihre Schatten- wie ihre Lichtheiten. Es waren nicht die zweideutigen Antworten allein, die ihr Schicksal entschieden. Kultur und Wissen machten ihre Offenbarungen zu leer und lächerlich, als daß sie den gebildeten Klassen noch Vertrauen einlösen könnten, ohne Rücksicht darauf, was sie von ihren übernormalen Erscheinungen gelten ließen. Weil es ganz allgemein war, sich auf die Orakel zu verlassen, so kamen alle Klassen zu ihnen, um Unterweisung und Führung zu suchen, und die unausstiegbare Abhängigkeit des griechischen Geistes von der äußeren Natur in der Philosophie, der Kunst, der Religion trieb die Bevölkerung zu allen und jedem Quellen vorausschauender Hilfe. Die Orakel waren der einzige amerikanische Weg, den geheimnisvollen Schleier zu durchdringen, der die himmlische von der irdischen Welt trennt, und indem sie alle

Klassen der Bevölkerung zu jedem denkbaren Maß und Beistand an ihre Altäre führten, verbargen sie sich selbst ihren Einfluß. Dies, zusammen mit dem zweifelhaften Charakter vieler Antworten, beschleunigte ihren Untergang. Die den Orakeln vorgelegten Fragen, die auf ausgesuchtem Täfelchen unter den Trümmern von Delphi gefunden wurden, enthüllten uns die Art der Leitung, die von den Unbedeutigen und den um übernatürliche Hilfe Flehenden gesucht wurde.

„Gerade als Polygnotus“, sagt Myers, „die Leiche des Knaben zu Delphi ausmalte, plauderte auf dem Marktplatz zu Athen ein Mann, von dessen markiger Individualität, der eindrucksvollsten, die Griechenland je gesehnt hat, die Umwandlung jedes Gebietes des Glaubens und Denkens ausgehen sollte. Wenn wir die Geschichte des Orakels verfolgen, werden wir den Einfluß des Sokrates hauptsächlich in zwei Richtungen finden: in seiner Behauptung einer persönlichen und geistigen Beziehung zwischen dem Menschen und der Welt des Unsichtbaren also eines Orakels, das nicht außer, sondern in uns liegt, und in dem Begriff der Wissenschaft, wie er ihm schuf, als einer Geistesrichtung, die jede Erklärung von Erscheinungen ablehnt, welche nicht die Fähigkeit verleiht, diese Erscheinungen vorherzusagen oder aus Neuer herzorzutun. Das Orakel, das den Sokrates selbst betraf, das ihn für den Weisesten des Menschengeschlechtes erklärte, ist eins der bedeutendsten Werke, die je in Delphi ausgesprochen wurden. Die Thatstunde, daß der Mann, dem die Götter dieses außergewöhnliche Lob gespendet hatten, ein Lob, dem man nur die an Lykurg gerichteten mythischen Worte an die Seite stellen kann, einige Jahre später wegen Gottlosigkeit dem Tode überliebert werden sollte, hat gewiß eine tiefere Bedeutung, als man gewöhnlich bemerkt. Sie zeigt die Trennung des Gescheß von den Propheten, des Buchstabens vom Geist, die sich in der Geschichte aller Religionen ereignen muß und von deren Beilegung jedesmal das Schicksal der Religion abhängt. Im vorliegenden Fall sind die Verhältnisse des Streites auffallend und ungewöhnlich. Man fragt Sokrates an, daß er die Götter des Staates nicht ehr und neue Götter einzühre unter dem Namen von Dämonen oder Geistern, wie wir das Wort übersetzen müssen, da der Ausdruck Dämon im Munde der Kirchenväter eine sable Bedeutung angenommen hat. Er erwidert, er ehrt die Götter des Staates, wie er sie auffaßt, und der Geist, der mit ihm spricht, sei eine Kraft, die er nicht verleugnen könne.“

Eine „äußere“ Stimme leitete Sokrates und diente ihm als persönliches Orakel, aber sie sagte ihm nicht, was er thun solle. Höchstens warnte sie ihn in kritischen Lagen vor Dem, was er nicht thun solle. Die Handlungen, die sein natürliches Leben ausmachen sollten, blieben seinem eigenen Urtheil überlassen und der Verlehr mit unsichtbaren Kräften bedrängt auf gewisse Maßregeln in nothwendigen und wichtigen Krisen. Diese Fähigkeit erlangte er durch Kenntniß seiner selbst und der Dinge, während die alten Orakel der Unwissenheit als Nachhilfe gedient hatten. Als Sokrates das Orakel zu Delphi fragte, um dessen Art zu prüfen, antwortete es als schlauer Kenner der menschlichen Natur in höchsttreffender Weise: „Erfenne Dich selbst!“ Und sprach mit diesen Worten sein eigenes Todesurtheil aus. Diese Orakelantwort paßt so gut auf das Leben und die Ausschauungen des Sokrates, daß man sie gern für sagenhaft halten möchte; aber sie scheint historisch zu sein und spiegelt in lehrreicher Klarheit den Geist jener Macht wider, die das Geschick Griechenlands viele Jahrhunderte lang beherrschte hatte.

Professor Dr. James H. Kyklop.

Americana.

Mr. President" zeigt eine geradezu unheimliche Initiative. Wer hätte dem kleinen Taft, der seit dem vierten März im Weißen Haus residirt, ein so unbändiges Temperament zugetraut? Der Mann will die Welt aus den Angeln heben. Ein Soldat, der Dinglers Muße nicht gefüllt hat; eine kräftige Dividendensteuer (unsere neusten Errungenchaft, die Salontaxe, ist im Vergleich zu Tafts Probstst ein schwächer Schemen); und eine höchst unternehmende Chinapolitik. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Während Roosevelt offen schreit, hat William Howard Taft eine neue Wirtschaftsära eingeläutet. Nachgerade kommt es zu Tage, daß Teddy und William durchaus nicht in allen ökonomischen Fragen d'accord gewesen sind. Erst hieß es, was der Eine will, sei Gesetz für den Anderen. Jetzt sagt Roosevelt II. zu Roosevelt I.: „Lex mihi mara. Krieg will ich; gegen die Riesen im Land und gegen die Konkurrenten auf dem Weltmarkt. China den Amerikanern.“ Gwar haben die Yankees für das Reich der Mitte, überhaupt für den Erdosten den berühmten Grundzug der „Offenen Thür“. Aber die Monroe-Öltron lebt auch noch; und die gilt schon längst nicht mehr nur für Amerika, sondern für alles Land westlich vom Frisco. Diese Aussäffung hat Taft vertreten, seit er Kriegsminister und „Statthalter“ der Philippinen war. Damals schüttelte Teddy den Kopf; denn er wollte die Japs nicht reizen. Die könnten eine allzu aktive Unterstüzung des Reiches vom doppelten Drachen als Touché betrachten und die Kontrahage annehmen. Deshalb wurde dem für Her Gracious Majesty Tee-Si begeisterter Kriegsfetisch freudlich abgewinkt. Die Kaiserin ruht in der Totengröße; aber ihr Verehrer ist auf den Platz des Ersten Mannes in den Vereinigten von Amerika gerückt und hat seine alte Liebe nicht vergessen. China soll sein Finanzgeschäft mehr abschließen, ohne daß amerikanisches Kapital daran beteiligt ist. Dieses Prinzip wurde sofort in die Praxis umgesetzt; die Regierung in Washington erklärte, daß die bekannte Anleihe für den Bau der Eisenbahn Hankau-Setschuan ohne Mitwirkung der amerikanischen Finanz nicht denkbar sei. Diese Transaktion ist von einer deutsch-englisch-französischen Gruppe in den ersten Junityagen ratifiziert worden, nachdem der Deutsch-Australische Bank von England der (unbegrundete) Vorwurf gemacht worden war, daß Institut habe bestimmten Abmachungen zuwidergehandelt. In Wirklichkeit ist die Entwicklung der Kanton-Hankau-Eisenbahnanleihe eine zweite Auslage der Bagdadbahnsäche. Hier wie dort haben die Engländer Gelegenheit gehabt, ihren finanziellen Wünschen Erfüllung zu verschaffen. Über in beiden Fällen wurde das britische Uebergewicht so laut betont, daß aus der englischen Beteiligung zunächst nichts wurde. Nachher übernahm Deutschland (gemeinsam mit Frankreich) hier wie dort die Finanzirung; und nun ging die Hegeret los. John Bull hat noch nie aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht; also pöbelte er den Direktor der Deutschen Bank an, weil Herr von Gwinner gewagt hatte, in einer englischen Monatschrift die Entwicklung der Bagdadbahn unter deutscher Regie zu schilbern. Das, hieß es, sei geschehen, um die englische Finanzwelt zur Unterstützung eines Unternehmens zu verleiten, daß den „Haß der Türkei auf sich geladen habe“. (Hätte England die Bahn gebaut, so wäre die Begleiterung der Turbanträger wahrscheinlich keine Grenzen fennen.) Deutschland habe eingesesehen, daß es allein mit dem Bau nicht fertig werben könne, und wende

sich nun an die londoner Finanz, um deren Antipathie gegen das „Bagdadbahnabenteuer“ zu beseitigen. Nach dieser Probe wäre jeder Zweifel an der Fähigkeit des guten John Bull, die Dinge auf den Kopf zu stellen, ein Frevel. Der Gesundheit des Herrn Gwinne soll der Angriff der National Review nicht geschadet haben. Das Geschrei über die „Trenlosigkeit“ des deutschen Kapitals in der ungelegenheit der chinesischen Bahnanleihe hat aber bewiesen, daß auf Englands Wunsch das dreieckige Verhältniß wiederhergestellt wurde. Der geringe Betrag der Anleihe (27 Millionen Dollars) hätte die Auswertung einer Prinzipfrage nicht gelohnt.

Die Sache rückte noch einmal in den Vordergrund, als der amerikanische Löwe erwachte. Der hat ziemlich lange und fest geschlafen. Die chinesische Anleihe war schon im Jahr 1904 Gegenstand diplomatischer Unterhandlungen zwischen Washington und Peking. Der amerikanische Gesandte Conger hatte verabredet, daß China das für den Bahnbau erforderliche Geld von Amerika und England nehmen sollte. Als dann aber die newyorker Finanz aufgefordert wurde, sich für die Anleihe zu interessieren, hinderten gerade andere Geschäfte die Yankees, die Chinesen zu unterstützen. So verging die Zeit, bis schließlich die rührigen deutschen Finanzmänner sich mit John Chinaman „ins Einvernehmen setzten“. Man kam rasch ins Reine, mußte schließlich aber auf amerikanische Wünsche Rücksicht nehmen. Ob es Taft gelingen wird, seine persönliche Begeisterung für das Reich der Mitte und dessen finanzielle Ausbeutung auf die Könige der fünften Avenue zu übertragen, ist noch fraglich. Die Leute, die in Wallstreet den Ton angeben, die Morgan, Rockefeller, Harriman, haben bis heute noch nicht viel Sympathie mit China gezeigt. Daß sie es künftig, à titre de courtoisie für den Präsidenten, thun werden, ist nicht sehr wahrscheinlich, weil Taft ihnen mit seiner Dividendensteuer Nergesäß bereitet. Ein deutschen Geldmann und Händler könnte es schließlich Harcimentum sein, bis zu welchem Höhegrade die Liebe des Sternenreichs Sam (der ihm dort bequemer ist als John Bull) für die „Söhne des Himmels“ steigt. Wenn nur die Thür offen bleibt und dem freien Wettbewerb keine amerikanische Zwangsjade angelegt wird.

Wie weit der von Taft begonnene Chinafeldzug führen wird? Das hängt von der Entwicklung des amerikanischen Geschäfts ab. Finden die Manager im eigenen Land genug zu thun, um neue „Wasserbauten“ auszuführen, so werden sie sich den Teufel um die Ausbeutung des chinesischen Reiches kümmern. Daß die Zöllner bei der Tarifreform Sieger blieben, spricht für die ungeschwächte Macht der Trusts, denen auch Taft das Lebenslicht nicht löschen wird. Er wird umfallen, wie er in der Zollfrage vom hohen Piedestal gesunken ist. In seinem Wahlauskript hatte er gesagt: „Die Republikanische Partei erklärt sich in unzweideutiger Weise für eine Revision des Zolltarifes in einer Sondertagung des Kongresses, die unmittelbar nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten stattfinden soll.“ Die Revision kam; fiel aber ganz anders aus, als der Papabile einst seinen Wählern versprochen hatte. Das neue Tarifgesetz unterscheidet sich nur durch den Namen vom Dingleytarif. Kein Stein ist aus den Zollmauern entfernt worden; die Möglichkeit des Abschlusses eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrages hat die Grenze des Schattenreiches noch nicht überschritten. Wer an die Wirkung der Predigten Carnegies gegen den Schutzzoll glaubte, wurde arg enttäuscht. Die kapitolinischen Weisen wollen nichts davon wissen, daß der Zoll nur eine „pädagogische Maßregel“ sei, gut genug, dem Lande zu dienen, bis die eigene Industrie sich ausgewachsen hat.

Als Andrew Carnegie in die Welt hineinrief: „Die amerikanische Stahlindustrie ist stark genug, um auch ohne Schutz vor Konkurrenz trocken zu können.“ sah Manchester schon die Voraussetzung einer neuen Zeit freien Wettbewerbs auf dem Weltmarkt anbrechen. Wenn erst die Yankees ihre Kollegien gefügt haben, müssen andere Länder ihnen bald folgen. Doch die Herrschaft der Böllerer verzerrt tief und der Prophet Carnegie galt nichts in seinem Vaterlande. Wohl aber hat Charles M. Schwab, der Skeptiker, Recht behalten, der damals sagte, die Vereinigten Staaten würden durch eine Belebung der Schutzzölle ihre wirtschaftliche Stellung in der Welt auß Spiel legen. Im Übrigen ist die Stimmung gegen die das Land beherrschenden Multimillionäre nicht freundlicher geworden, als sie in der letzten Zeit von Roosevelts Herrschaft war. Last hat anders gemacht als sein Vorgänger; er hat die Campagne gegen den Reichtum „sozialisch“ aufgezogen; er glaubte, sehr schlau zu sein, als er die Einkommensteuer in den Mittelpunkt der Diskussion stob. Zum ersten Mal wird drüben eine allgemeine Besteuerung des Einkommens geplant. Die „Reichen Räuber“ sollen der Staatsklasse Tribut zahlen.

Einstweilen handelt es sich um die Corporation- oder Dividendensteuer. Alle Gesellschaften sollen eine Steuer von 2 Prozent im Jahr (auf die Nettoeinnahmen) tragen. Mit der Abgabe hätten die Unternehmer sich schließlich abgesunden. Ganz undenkbar, aber scheint ihnen, daß der Herr Steuerfiskal ihre Bücher kontrolliert. Den Steuereinnehmer in die Geheimnisse der Bilanz einzuweihen: unmöglich. Bis jetzt haben die amerikanischen Trusts sich jeder staatlichen Revision ihrer geschäftlichen Interna zu entziehen gewußt. Sie werben sich nicht sträuben, mehr zu zahlen, wenn man sie in Ruhe läßt. Uebrigens hat die Dividendensteuer des Herrn Last auch eine für das europäische Kapital interessante Seite. In vielen amerikanischen Gesellschaften steht europäisches, besonders deutsches Geld; und die Steuer wird natürlich auf die Aktionäre abgewälzt. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden; auch in Deutschland nimmt man keine Rücksicht auf ausländische Gesellschaften oder auf fremde Besitzer deutscher Wertpapiere. Angenehm wird es aber dem deutschen Inhaber einer amerikanischen Eisenbahngesellschaft nicht sein, wenn ihm die Dividende zu Gunsten des amerikanischen Steuerfiskus beschlagnahmt wird. Vielleicht könnte man sich mit dem Begriff der Regiprojekt helfen: auch in Deutschland machen die Effektensteuern nicht vor dem ausländischen Besitzer halt. Fürs Erste muß man die Wirkungen abwarten, die Lasts Corporationsteuer auf die Beziehungen des deutschen Kapitals zu amerikanischen Wertpapieren haben wird. Als zweite haute nouveauté wurde eine Schiffahrtssteuer eingeführt. Jedes einem amerikanischen Hafen anlaufende Schiff hat eine Abgabe von 2 Cents per Tonne zu entrichten, sofern es amerikanischer oder westindischer Herkunft ist. Alle aus anderen Häfen kommenden Schiffe haben eine Steuer von 6 Cents für die Tonne zu zahlen. Die Folge der Steuer wird sein, daß alle Schiffe, die es nicht unbedingt nötig haben, vermeiden werden, amerikanische Häfen anzulaufen; bei denen, die es nicht vermeiden können, ist die Frage: Wer trägt die Steuer? Der Reeder oder der Verlader und Passagier? Fracht- und Passagierpreise werden jedenfalls steigen, selbst wenn die Steuer nach oben begrenzt wird (man will in beiden Fällen den Steuerbetrag nicht über 10 und 30 Cents per Tonne und Schiff im Jahr hinausgehen lassen). Ein hamburgischer Dampfer, der 10 000 Registrations hält und mehrmals im Jahr amerikanische Häfen anläuft, hätte eine Maximalsteuer von 3000 Dollars zu zahlen. Man kann sich ungefähr

vorstellen, was die Gesellschaften zu zahlen hätten, deren Schiffe nach New York gehen. Wird das Repräsentantenhaus dem Beschluß des Senates zustimmen?

Laft's Vorgehen gegen die Trusts ist zum Theil mit der Revision des Kartells verknüpft worden. So wurden neue Bestimmungen zur schärferen Kontrolle des Tabaktrusts beschlossen, der in Zukunft gezwungen sein wird, sich in der Ausbeutung der Konsumenten etwas enger zu beschränken. Gegen ihn hat sich in letzter Zeit ein besonders heftiger Zorn zusammengeballt, weil man dahinter gekommen ist, daß er, durch geschickte Packungen, sich „Extraverdienste“ von Millionen verschafft hat. Ein zweiter Trust, dessen sich das neue Regime in wenig liebenswoller Weise angenommen hat, ist die American Sugar Refining Company. An absoluter Willensfreiheit übertroffen der Zuckertrust beinahe jeden Genossen. Die Standard Oil Company ist ja die hohe Schule der Skrupellosigkeit. In der Sugar Refining Company aber hat der Oeltrust den Meister gefunden. Das hat die beiden Korporationen wohl zu Beziehungen geführt, deren Grenzen heute noch im Dunkel liegen. Henry C. Havemeyer, der Gründer des Zuckertrusts, ist von seinem Freund Roosevelt stets bewundert worden. Sein Verkehr mit den Gerichten und seine Art, die Konkurrenz zu behaupten, sind vorbildlich für jeden Truststudenten. Die Zuckergesellschaft hat sich in den zweitausendzwanzig Jahren ihres Bestehens mit den höchsten Richtern der Union herumgeschlagen, ohne an Macht und Prestige dadurch zu verlieren. Der Trust ist immer größer geworden, da er die Neigung des Kapitalistenspublikums durch Zahlung anständiger Dividenden zu gewinnen verstand. Das Aktienkapital (90 Millionen Dollars) ist in guten Händen. Obwohl Roosevelt oft gebeten worden war, gegen den Trust, wegen Verlegung von Shermans Antitrustbill, einzuschreiten, ist es niemals zu einem Prozeß gekommen. Erst in diesen Tagen hat der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten die Anklage gegen den Zuckertrust und dessen Direktoren wegen einer ganzen Reihe ungesetzlicher Handlungen erhoben. Vielleicht hat Laft den besonderen Ehrgeiz, den einst vielbewunderten Lebby in der Rüchtigung des Trusts zu übertreffen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß er glücklicher sein wird als der Raubreiter, dem der Feldzug gegen das Großkapital einen recht schlechten Abgang bereitete. Eine Wirtschaftsreform ist in den Vereinigten Staaten nur mit den Trusts, aber nicht gegen sie denkbar. So weit sind wir noch nicht; werden fürs Erste auch nicht so weit kommen. (Trotzdem die Herren Schmidtmann und Sauer, die sich den Amerikanern verbündet, den Kalipreis in die Höhe zu treiben, dem Syndikat den Lebensabben abzuschneiden versucht und uns das Gespenst des Kali-Ausfuhrzolls herausbeschworen haben, allenfalls das Heug zu Duodezfürsten in einem Trustreich hätten.) Man sieht aber, daß unsere geliebte „Finanzreform“ Schule macht oder selbst schon das Kind einer Zeittendenz war. In England wird geschimpft, als müsse den Citymillionären nächstens die Götterdämmerung anbrechen; in Amerika stöhnt man, da man sich an die Großen noch nicht heranwagt, in allen Marktwinzeln nach Steuerobjekten und möchte sogar die lange jährlig gesuchte Schiffahrt mit einer Sondersteuer befrachten. Eine schlechte Zeit für das Kapital, dem man das Mobilsein beinahe nirgends mehr so recht gönnst. Kein Wunder, daß sich jenseits vom großen Wasser die Riesen gegen die nahende Gefahr panzern. Was soll aus der Welt des Kapitalismus denn werben, wenn auch drüb'n Herr Zöll's den Privatunternehmern und Aktientigrannen die Profite abzufordern vermag? Am Ende ist noch ein Glück, daß die Trusts auf der Wacht sind. Lardon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulricus.
Reichsbank-Giro-Konto.**Bergwerksunternehmungen.****MURATTI**

Unablässig vorwärts schreitet die Technik. Die neuesten Maschinen, die neuesten Arbeitsmethoden werden bei der Herstellung der Salamanderstiefele angewandt. So entsteht ein mustergültiges Erzeugnis vom unerreichter Preiswürdigkeit.

Fordern Sie Musterbuch H.

**SALAMANDER**

Einheitspreis . . . M. 12,50

Schuhges. m. b. H.

Luxus-Ausführung M. 16,50

BERLIN W. 8, Friedrichstr. 182,
Stuttgart — Wien I — Zürich,

Nur im „Salamander“ - Verkausstellen zu haben

Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken
Drogerien.

Schultheiss-Bier

*verdankt sein Renommee
seiner hervorragenden Qualität und Bekömmlichkeit.*

Moderne Erdmannsdorfer Möbel

für Büro und Herrenzimmer

Man verlange Kataloge:

- „B“ für Bibliotheken und Bücherschränke
- „H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro
- „K“ für Kontormöbel
- „L“ für Klubsessel und Ledermöbel

**BEER & HAROSKE**

G. m. b. H.

BERLIN C 37. nur Hausvogteiplatz 12

Berliner-Theater-Anzeigen**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr.

Die oberen ZehntausendOperette in 3 Akten nach einer Idee des Victorien Sardou v. Julius Freund.
Musik von Gustav Kerker.

In Szene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.

Victoria-CaféUnter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.**Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin**— Elegantes Familien-Restaurant. —
Berlin W., Jägerstrasse 63a.**Restaurant und Bar Riche**Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).
— Treffpunkt der vornehmen Welt —
Die ganze Nacht geöffnet. Künstler-Doppel-Konzerte.**Grand Hotel de Rome**

Eröffnet 1909 Leipzig. Bes. Adolf Schlinke

— Haus allerersten Ranges —
Warm u. Kalt Wasser in allen Schlafzimmern. — Appartements u. Einzelzimmer mit Bad.**Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung**

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.
Sorgsame fachmännische Bearbeitung.**NPG Photo-Papiere u. Films**

werden von ernsten Amateuren bevorzugt. — Gesamtpreisliste kostenfrei.

Die verbreitetste Marke



auf der ganzen Welt

Das Bild.	Monatsschrift für photo- graphische Bildkunst.
Jahres-Abo-nement mit April beginnend Mk. 2.—, Ausland Mk. 2.60.	
Probheft kostenlos	

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 57.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 MK.

INTERNATIONALE PHOTO-
GRAPHISCHE AUSSTELLUNG**DRESDEN 1909****Ausstellungspalast * Mai-Oktobe**Kunst- und wissenschaftliche Photographie.
Reproduktionstechnik, Industrie, Sonderaus-
stellung für Länder- und Völkerkunde, Stern-
warte und Kosmische Fernphotographie in
Betrieb. Brieftausch-Photographie. Vorführ-
ungen für Bekleidung und Unterhaltung.
Vergrößerungspark. Tombola.**Arkadia Behrenstr. 55-57**

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerrichteten
Jägerstr. 63a „Moulin rouge“⁴Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend

Sandow's Werk frei!

Dieses neue Buch von Eugen Sandow, dem weltberühmten Gründer seines Körperpflege - Systems, zeigt, wie jedermann, bei eiglicher Aufwendung nur weniger Minuten, seinem Körper Gesundheit, Kraft und Schönheit verleihen kann. Ueberraschende Erfolge! Begeisterte Ostachten!

Spezial - Angebot: Jeder Leser, der sofort schreibt, erhält ein Exemplar kostenlos und portofrei zugesandt. Interessante Illustrationen!

Sandows Dumb Bell Co. Abt.: 115. Berlin, Potsdamerstrasse 109.



Ausstellung

v. Wohnungseinrichtungen u. Erzeugnissen der Berliner Holz-Industrie in den Ausstellungshallen am Zoo.

Geöffnet
10—8 Uhr

Eintritt
1 Mark

Täglich
Konzert



Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöff. tägl. 9—7 Uhr.

Eintritt 1 M.



INTERNATIONALE
LUFTSCHIFFFAHRT
AUSSTELLUNG
EXPOSITION AERONAUTIQUE
ZUM
OKTOBER
FRANKFURT 1909

J L A Frankfurt
a. M.

10. Juli — 10. Oktober.

Erste Experimental-Ausstellung
für alle Gebiete der Luftschiffahrt.

Fünf Motorballons im Betriebe
Zeppeline, 2 Parsevals u. s. w.

Alle Flugmaschinen-Systeme auf
grossem Flugfeld vorgeführt.

Täglich Passagierfahrten in Motor und
Friballons.

Täglich Wettbewerbe,
200 000 Mk. Preise.

Sonderausstellungen des Auslandes.

Autoren

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigenen Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags sub. Z. J. 86. bei Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

**21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbüro (Carl Wigand).**

Ungeschrifte der Lyrus

erklärt Dr. A. Dalber in dem Buche „Elf Jahre Freimaurer“, 82 S. gegen Einsendung von M 1.10 franko von Stracker & Schröder, Stuttgart-B. 24.

Ehe- schlüssungen England
rechtsfähige, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pf.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

Ihr Charakter, Geist, Gefühl w. nach Ihr. Schrift beurteilt, Einzelst. günst. Einfluss-Psych. Wissen. Vertrauens-Spez. nur für Gebild. seit 1880! Nobl. obli. Prosp. gratis. P. Paul Liebe, Psychologe, Augsburg L. Z. Fach,

Schriftstellern

Die Hauptströmungen der Literatur d. 19. Jahrhunderts.

Von Georg Brandes.

6 Bde. 9. Aufl. 85. 25 M. Leinwbd. 30 M.
Dasselbe: Wohlk. Ausg. 6 in 2 Lwd. 20 M.

Die Philosophie Herakleitos.

d. Dunklen v. Ephes. v. F. Lessalle, 2 Bde.
Lex. 8°. Originalausg. 20 M.

Geschichte der menschlichen Ehe

v. Ed. Westermarck, 2. Auflage, 589 Seiten.

10 M. Leinwbd. 11.50 M.

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und
sittengeschichtl. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30. Schaffhausenstr. 15 L.

Seltenes Erotikum

Marquis de Sade, Justine und Juliette. Deutsch
übersetzt. 4 Bde. mit den 103 Abbildungen.
Gebunden, tadellos neu. Statt M. 125.— für
M. 75.— verkäuflich. Versendung nur gegen
Nachnahme des Betrages. Geläufige Zuschriften
unter R. Z. an die Expedition der Zukunft.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

bietet ruhiger Verlag mit aufstrebender
Tendenz, Publikationsmöglichkeit. An-
fragen mit Rückporto unter L. E. 4168.
an Rudolf Mosse, Leipzig.

Geschäftliche Mitteilungen.

Moderne Erzeugnisse für Sport und Verkehr. Eine musterhafte industrielle Anlage.

Welcher gebildete kennt heute nicht die „Continental“-Fabrikate? Der Radfahrer benutzt Continental-Pneumatik zur Ausübung seines schönen Sports, der Automobilist benötigt in erster Linie zuverlässige Reifen für sein Fahrzeug und wählt deshalb Continental-Bereifung. Der Freund des Tennisballspiels kann nur Bälle für seinen Zweck gebrauchen, die peinlich genau gearbeitet sind und grosse Elastizität besitzen, sein Ball heißt „Continental“. Auch der Fussballspieler verwendet Continental-Fussballblasen als Inneneball. Der Verbrauch der „Continental“-Fabrikate beschränkt sich aber nicht nur auf unsere Mutter Erde, auch die Lüfte werden durchsetzt von den grossen aus Continental-Ballongummi gebauten Luftsäcken, wie Zeppelin, Parseval, Militärluftschiff, Ville de Paris, Clemont-Bayard und vielen andern. Zahlreiche Ballons und Aeroplane sind aus Continental-Stoff hergestellt und die Wissenschaft benutzt Continental-Registrierballons zur Erforschung der Luftröge bis zu 30000 Meter Höhe. Sämtliche Fabriken und auch eine unzählige Menge technischer Erzeugnisse, die hier aufzuführen der Raum nicht zulässt, gehen aus der Continental-Cauchoic und Gutta-Percha Co. Hannover hervor, einer industriellen Anlage, die im Jahre 1872 begründet und mit etwa 80 Arbeitern in Betrieb gesetzt wurde. Seitdem ist das Werk stetig gewachsen und bis heute hat es eine derartige Erweiterung erfahren, dass die Anzahl der beschäftigten Personen mehr als 6000 beträgt. Die Anlage der „Continental“ ist weitauß die grösste dieser Art in Deutschland. Das Etablissement verfügt über eigene Maschinenbau-Werkstätten und Schlossereien, Drehereien, Tischlerei und Klempnerei. Tag und Nacht ist eine eigene Feuerwehr anwesend, um bei eindringender Feuersgefahr sofort eingreifen zu können. In jedem Raume der Fabrik befindet sich ein elektrischer Feuermelder, welcher bei Entzündung eines Brandes diesem selbsttätig nach 2 Feuerwachen meldet. Die sonstigen Einrichtungen bilden das Muster eines rationellen Betriebes und ermöglichen es, Fabrikate von so hoher technischer Vollendung herzustellen, dass diese internationale Ruh geniessen und auf dem ganzen Erdhant willigen Absatz finden. Auf allen beschickten Ausstellungen wurden die Erzeugnisse der „Continental“ prämiert und die Triumphe, welche speziell der Continental-Pneumatic bei Rennveranstaltungen und Zuverlässigkeitssfahrten im In- und Auslande erzielte, sind so hektam und so zahlreich, dass eine Aufzählung auch nur der wichtigsten sich hier erübrigt.



Geschäftliche Mitteilungen.

Die Entwicklung des deutschen Privatversicherungswesens

bedeutsame Veröffentlichung des Kaiserlichen Aufsichtsbeamten leuchtet worden. Es ergibt sich daraus ein beständiger kraftvoller Aufschwung, der nicht etwa nur der günstigen wirtschaftlichen Lage dieses Zeitraums zu verdanken ist, da die Entwicklung in gleich erfreulicher Weise auch während der letzten beiden wirtschaftlich minder glänzenden Jahre weitergegangen ist. Interessant ist die Feststellung, dass sich das Versicherungsbedürfnis der Bevölkerung in der Weise gehoben hat, dass 1902 auf 9 Personen der Reichsbewohnerung eine Versicherung kam, 1906 aber bereits auf 7 Personen; bei der sogenannten grossen Lebensversicherung bei die entsprechende Zahl von 23 auf 21, bei der Volksversicherung gar von 15 auf 11 Personen. Die versicherten Summen stiegen in der grossen Lebensversicherung von 7865 auf 9509 Millionen Mark; nehmen wir dazu noch die Milliarde des entsprechenden deutschen Geschäfts ausländischer Gesellschaften, so kommen wir für Deutschland auf einen Betrag von weit über 10 Milliarden Mark. Versicherungssumme allein in der grossen Lebensversicherung. In der Feuerversicherung haben sich die bei den deutschen Unternehmungen versicherten Summen von 93 auf 112 Milliarden Mark. In der Unfallversicherung stieg die Prämienabnahme des deutschen Geschäfts von rund 34 auf 42 Millionen Mark, und in der Haftpflichtversicherung war die Zunahme noch auffälliger, nämlich von fast 20 auf über 40 Millionen Mark, wovon allein auf das einzige Gegenseitigkeitsinstitut in diesem Zweige, den Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Verein in Stuttgart, an 13 Mill. entfallen. Ähnlich ist die Entwicklung in den übrigen Zweigen der privaten Versicherung, eine Erscheinung, die schon von rein wirtschaftlichem Standpunkt betrachtet, um so bedeutungsvoller ist, wenn wir neben dem unschätzbaren Wert der Versicherung für die Nachstbeteiligten an die Wichtigkeit der Anlage so gewaltiger Summen für den Kapital- und Hypothekenmarkt, wie an die immer steigende Zahl der im Versicherungsgewerbe beschäftigten Personen denken. [P].

Das Institut für Finanz- und Rechtshilfe

zu Berlin, Alvenslebenstr. 12 a, auf welches schon in No. 24 unserer Zeitschrift aufmerksam gemacht worden ist, hat unter seine Aufgaben neuerdings namentlich auch die Vertretung geschädigter oder in ihren berechtigten Interessen bedrohter Aktionäre, Gewerken, Anteilbesitzer usw. in Versammlungen der betreffenden Aktiengesellschaften, Gewerkschaften usw. aufgenommen. Bei der gänzlichen Unabhängigkeit dieses Instituts von allen etwaigen Nebenrückstücken und vermöge seiner sachkundigen Leitung erscheint dasselbe auch hieszu besonders empfehlenswert.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

nach wie vor

Zehlendorf bei Berlin (Wannseebahn)

(Hellmethode Dr. Lahmann)

2 Aerzte. Leitender Arzt: Dr. Hergens.

Prospekte durch die Verwaltung.

Schockenthal bei Cassel

Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Ersteck, sehr gesüchtzt. Lage: Zeitig. Frühling, mäßig Sommerklima. Prospekt gratis. Id. 151 ist frei. Dr. Schaumüffel.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. Nr. Dresden-Loschwitz. Prospe. fr.
Diätet. Kuren nach Schrath.

Harzburger Jungborn!

Gr. Luftparks mit Luftauskolkomie, Glashallen u. Turngeräte. Anerkannt vorzügl. Verpf. fa. Ref. b. i. d. höchst. Kreisen. G. Hancke in Sophienhöhe, 2 km von Bad Harzburg.

Sanatorium Von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung. Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluft der behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskränke.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt Dr. Loebell.

Bilz' Sanatorium S. Dresden-Radebeul



Gute Heilensc. Prospekte frei

Bad

Jll. Führer, Wohnungsbaus mit allen Preisen. Brunnenbroschüre frei durch Herzogl. Badekommissariat Kurzeit 15. Mai bis 15. Oktbr.

Gebirgsluftkurort und Solbad.

Mehr als Silber und Gold hebt Karodes heilige Quelle aus der Tiefe empor, den Schatz der Schätze! Genesung!

Harzburg.

Westerland 25000 Besucher • Familienbad

Sylt

Modernes Wannbadehaus mit grossem Infratorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger, staubfreier Strand. Grossartige Dünenlandschaften. Prospekte kostenlos durch die Badedirektion Westerland u. durch alle Reisebüros u. Eisenbahnaukunftsstellen.

WELT-DETEKTIV

PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 C.
Nähe Friedrichstr. Tel.: I. 3571.

Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.

Heirats-Auskünfte Über Vorleb., Lebensweise, Ruf,
Gesundheit, Vermög., Einkomm.,
Gesundheit etc. von Personen an
all. Plätz. d. Erde.

DISCRET. GESCHÄFTS-CREDIT-AUSKÜNFTEN
EINZELN U. IM ABBONNEMENT. GRÖSSTE INANSPRUCHNAHME!

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Jeder deutsche Arzt

wird bestätigen, dass Gicht, Arterienverkalkung, Magen- und Darmleiden, Verstopfung, Leber- und Nierenleiden zuverlässig durch die Trinkkur mit der isotonischen Virchow-Quelle geheilt werden. Aerztliche Gutachten gratis und franko durch Versand-Kontor Eltville Z. 30 Flaschen M. 18,- frachtfrei, Nachnahme.



Chiemsee-Sanatorium

bei Prien — Tour —

München-Salzburg,

Haus 1, Ranges f. physik.-diat. Kuren,
Nerv., Frauen- u. Stoffwechselkrankheiten,
Spezialbehandl. v. Krankh. d. Atmungs-
organe, Asthma (auch Tuberkulose).
Auch f. Erholungsbad, u. z. Nachkar.
Herrl. Lage an Wald-, See- u. Hochgebz.
Sonnen- u. Seebäder. Inhalationen. Lehmann Diät. Dir. Arzt Dr. Lattich.

Prospekte frei.

NORDSEEBAD

Borkum

genannt: "Die grüne Insel"

1908: 25 665 Besucher

Schönster Strand, starker Wellen-
schlag, eiszeitliche Sediment. Herren-,
Damen- u. Familienbadestrand. Licht-
- und Luftbad. Allen hygienischen Anforderungen ist
genügt. — Tägliche Dampfschiffverbindungen. — Prospekte, Fahr-
pläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Hassenstein & Vogler A.-G.

Köhler's Strandhotel, 1. Haus am Platze. Man verlange Prospekt.

OPEL

Rüsselsheim
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

Hôtelbetriebs-Aktiengesellschaft Conrad Uhl's Hôtel Bristol-Centralhôtel.

Bilanz per 31. März 1909.

Aktiva.	M.	Passiva.	M.
An Grundst.-Cto. Hôtel Bristol	8 500 625	Per Aktien-Kapital-Conto	7 000 000
+ Gebäude-Cto. Hôtel Bristol	3 373 869 40	Vorz.-Aktien-Kapital-Conto	2 800 000
- Gebäude-Einrichtungs-Conto		Reservefonds-Conto	4 900 000
Centralhôtel	40 000	Hypothesen-Schulden-Cto.	
- Inventar-Conto	1 230 000	Behrenstr. 67	1 000 000
- Neuausstattungs-Conto	335 000	Conto f. vorausbez. Mieten	27 000
- Maschinenanlagen-Conto	470 000	Diverse Kredite	725 265,53
- Werkstatt-Einrichtungs-Cto.	13 500	Dividenden-Conto 19 4/05	200
- Diverse Debitora	1 885 235,96	Dividenden-Conto 1907/08	2 850
- Kassa-Conto	14 131 59	Gewinn- und Verlust-Conto	1 056 305,62
- Betriebsguts-Conto	1 000 000		
- Cto. f. vorausbez. Prämien	11 869 01		
- Effekten-Conto	6 035 40		
- Waren-Vorrats-Conto	634 321,79		
	17 514 621,15		17 514 621,15

Gewinn- und Verlust-Conto.

Debit.	M.	Kredit.	M.
An Steuern- u. Hausabgab.-Cto.	206 189,68	Per Saldo-Vortrag	297 980,79
- Gebäude-Instandhaltungs-Conto Centralhôtel	91 306,08	Zinsen-Conto	45 981,52
- Salar-Conto	301 458,37	Grundstücke-Vermietungs-Conto Hôtel Bristol	104 825
- Lohn-Conto	429 410,35	General-Betriebs-Conto	2 276 306,69
- Hypotheken-Zinsen-Conto			
Behrenstr. 67	35 000		
- General-Umkosten-Conto	71 031,54		
- Abschreibungen	534 392,56		
- Gewinn	1 056 305,62		
	1 590 688,18		
	2 725 094,20		

Die in der heutigen ordentlichen Generalversammlung für das Geschäftsjahr 1908/09 auf 9% = M. 90,— pro Stammaktie, 5% = M. 50,— pro Vorzugsaktie festgesetzte Dividende gelangt vom 3. cr. ab gegen Einreichung des Dividendenscheines No. 12 resp. No. 2 bei den Herren Braun & Co., hier, Eichhornstr. 11, bei der Deutschen Bank, hier, bei den Herren Koppel & Co., Bankgeschäft, hier, Pariserplatz 6 zur Auszahlung.

Berlin, den 2. Juli 1909.

Der Vorstand: Elkan, Schmidt.

Berlin - Hamburger Kolonial - Kursbericht

herausgegeben durch das

Deutsche Kolonialkontor G. m. b. H.

erscheint jeden Sonnabend

Post-Abonnement 90 Pf. per Quartal

Leipziger Werkzeug-Maschinenfabrik

vorm. W. von Pittler, Aktiengesellschaft
in Wahren bei Leipzig.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospektes sind

nom. M. 400 000,— neue Aktien
der

Leipziger Werkzeug-Maschinenfabrik

vorm. W. von Pittler, Aktiengesellschaft

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im Juli 1909.

Commerz- und Disconto-Bank.

Preussische Pfandbrief-Bank.

Auf Grund Königlichen Privilegs und ministerieller Genehmigung sollen
M. 30 000 000.— 4 % Hypotheken-Pfandbriefe, Em. XXIX,
 nicht rückzahlbar vor 1. Januar 1919,

von der Bank verausgabt werden. Die Pfandbriefe sind an der Berliner Börse prospektmässig zur amtlichen Notiz zugelassen und werden demnächst an der Frankfurter Börse eingeführt. Sie sind in Stücken von 100, 300, 500, 1000, 3000 und 5000 Mark ausgefertigt und mit halbjährlich Januar-Juli fälligen Zinsscheinen versehen.

Die den Pfandbriefen zugrunde liegenden Deckungs-Hypotheken werden nach den Bestimmungen des Hypothekenbankgesetzes und ausschliesslich zur ersten Stelle abgeschlossen, sie ruhen in der Hauptsache auf Wohnhäusern in Städten von mehr als 10 000 Einwohnern. Objekte ohne dauernd gesicherten Ertrag, wie Bauterrains, Fabriken, Bergwerke, Hotels, Theaters etc. hat die Bank von der Beleihung ausgeschlossen.

Die Pfandbriefe der Preussischen Pfandbrief-Bank sind im Lombardverkehr der Reichsbank gleich inländischen Staatspapieren in Klasse I lombardfähig und außerdem bei verschiedenen Staatsinstituten zur Beleihung zugelassen. Sie können zur Belegung von Heiratskautionen für Offiziere des Preussischen Heeres Verwendung finden und dürfen nach den gesetzlichen Bestimmungen von Berufsgenossenschaften erworben, sowie von Lebens-Versicherungsgesellschaften zur Anlegung eines Teiles ihrer Prämienreserven benutzt werden. Sie sind als Lieferungs-Kautionen verwendbar bei der Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung, und den Staatsverwaltungen der Mehrzahl der Deutschen Bundesstaaten, sowie der Reichslande Elsass-Lothringen. Sie können ferner als Lieferungs-Kautionen Verwendung finden bei einer Reihe Preussischer Provinzial-Verwaltungen und bei den Kassen der grösseren deutschen Städte.

Die Bank hat ein Aktienkapital von M. 18 000 000.—, Reserven und Vortrag von ca. M. 8 000 000.—, Emissionspapiere sind bisher verausgabt ca. M. 340 000 000.—, Darlehnsforderungen erworben ca. M. 350 000 000.—. Die Dividende betrug in den letzten Jahren 7½, %.

Die vorbezeichneten Hypotheken-Pfandbriefe sollen freiändig geben werden. Stücke, sowie Prospekte sind bei der Gesellschaft und der Mehrzahl der deutschen Banken und Bankfirmen erhältlich, bei denen auch die Zinsscheine 14 Tage vor Fälligkeit kostenfrei eingelöst werden.

Preussische Pfandbrief-Bank
 Dannenbaum. Gortan.

Gustav Genschow & Co. Aktiengesellschaft, Berlin.

Auf Grund des vom der Zulassungsstelle genehmigtem und bei uns erhältlichen Prospektes sind

Nom. M. 1 500 000 Aktien

der

**Gustav Genschow & Co. Aktiengesellschaft,
 Berlin**

No. 1—1500, 1500 Stück jedes zu M. 1000
 zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im Juli 1909.

C. Schlesinger-Trier & Co.
 Commanditgesellschaft auf Aktionen.

„Ferabin“-Handlampen

mit Trockenbatterien

D. R. P.
und D. R. G. M.

Handlampe I

57

Handlampe II

17

Brennstunden
ununterbrochen

H. Prüfungsschein
des Physikal.
Staatslaboratoriums
in Hamburg.

Prospekt franko!

Adolph Wedekind

Fabrik galvanischer Elemente
Hamburg 36, Neuerwall 36.

Wie gewinnt man
neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Aufrechterhaltung und Kräftigung durch ein co-
operatives Verfahren. Broschüre von Dr. Püschel
geg. 25 Pl. frei! **Gustav Engel**,
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 111.



KALASIRIS

Korsett-Ersatz für Gesunde! Leibbinde für Kranke!

Epochemachende Neuheit!

Patentiert in allen Kultur-Staaten.

Idealster, alle hygienischen Anforderungen erfüllender Korsett-Ersatz. Macht hochelegante, der neuesten Mode entsprechende, schlanke Figur, ohne Einschnürung im der Taille; beseitigt Fettleib und starke Hüften.

Man verlange kostentlos illustrierte Broschüre und Auktionskatalog.

Kalasiris G. m. b. H., Bonn am Rhein.

„Benefactor“

verfolgt das Prinzip
Schultern zurück, Brust heraus!



bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung das heisst a. **erweitert die Brust!**

Beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren und Damen gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei stehender Lebensweise unentbehrlich. Maßang.: Brustumfang, mässig stramm, dicht unter den Armen gesessen. — Für Damen ausserdem Taillenlänge.

Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 94.



Grau & Co., Leipzig 231

Vereinigte Firma der meisten Be-
amten-Verbindungen.
Auf alle Uhren 2 Jahre
Garantie.



Wk. 813 Siedrung & Belgard **Wk. 813**
BERLIN W. 9, Bellevuestr. 41 vis-à-vis Hotel Esplanade.
Salon eleganter Pariser Toiletten

Für die Reise:



Garderoben-Koffer
 Kupee-Koffer
 Reise-Koffer
 Handtaschen
 Rucksäcke
 Herren- und
 Damen-Plaids
 Plaid- und
 Garderobe-Hüllen
 Reisekörbe
 Elegante Damen-
 Staubmäntel
 Moderne
 Schuhwaren

 in grösster Aus-
 wahl zu
 billigsten Preisen

Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

MORPHIUM

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Modernstes Specialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prospekt frei. Zwanglos. Entwöhnu.v.

ALKOHOL**ROSE's Uebersetzungsbureau**

für 64 mod. Sprachen.

Berlin S.42, Ritterstr. 13 pt.

„KANZLER“

beste deutsche Schnell-**Schreibmaschine**
Trägerin der Meisterschaft von Deutschland

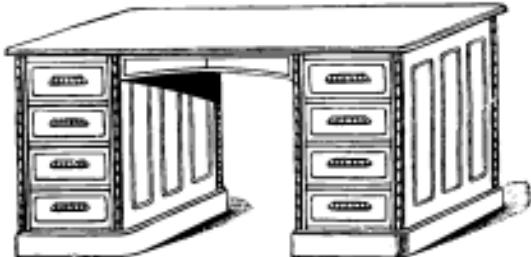
(errungen im Wettkampf mit den ersten Marken der Welt)

6 Goldmedaillen!**I Grand Prix!**

16 Anschläge pro Sekunde! ~ 20 Durchschläge auf einmal! ~ Garantierte Zeilengeradheit!

= Kein Verklappen der Hebel!! =

Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W.8, Friedrichstr. 71.

**A. Heinemann & Co.**

Fabrik moderner Büromöbel

BERLIN SW., Wilhelmstr. 106. Fernruf I, 7040.



Ostertag
Über 25000 Kassen
geliefert.

Ostertag-Werke A.G.
(Berlin SW. Friedrichstr. 43)
an der Kochstr.)



D-Züge
Berlin-München
bis
Rudolstadt

Wegen Wagenfahrt
(1½ Stunde) durch
das Schwarzwatal
daher:

Huebner,
Schwarzbürg



LIVER

Bauverteilung
270 000
Maschinen
die sind
270 000
Referenzen.

Ist der Name der Schreibmaschine der Gegenwart und Zukunft, der Schreibmaschine von enormer Lebensdauer, von unerreichter Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit!

Prospekte und Probeflieferung kostenfrei und ohne Verbindlichkeit jederzeit durch:

„Oliver“ Schreibmaschinen-Ges. m. b. H.

SW. Berlin, Charlottenstr. 19 u. 23. Tel. I, 4893

oder deren Niederlagen und Vertretungen in allen grösseren Städten.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, & Tube 60 Pf.

Hetaera-Hand-Krema
nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger Optik renommierter optischer Firmen zu Original-Preisen.
Moderne Schnellfotocameras.
Bequemste Teilzahlung
eine jede Praxiszahlang.
Binocles und Ferngläser.
Illustrirte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.
(Inhaber Hermann Roseher)
Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Sommeraufenthalt.

Im herrlichen Zackental!

Wehnung, Vergnügung, Bad u. Ausat
pr. Tag von M. 10. – ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau-Td. 21.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurologische u. Rekonvaleszenten-Zustände Diabetiker, Brummen- u. Entziehungsskuren.

Für Erholungssuchende. Wintersport.
Nach allen Ermüdungserscheinungen der Knochen eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, maderholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besuchbar.
Näheres die Administration in Berlin SW., Bücklerstrasse 115.

Inseraten-
Annahme für „Die Zukunft“ durch Anzeigenverwaltung (Alfred Weißer), Berlin SW. 68, Kochstr. 13a, Fernspr. VI. 567

sowie durch sämtliche Anzeigen-Expeditionen.



Henkell Trocken